

DER BILDUNGSGEDANKE IN GOTTFRIED KELLERS PROSAWERKEN

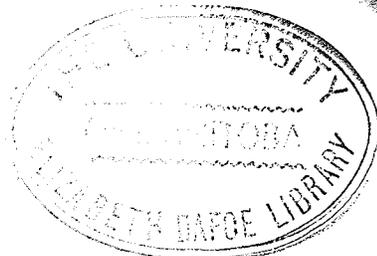
THE IDEA OF BILDUNG AS REVEALED IN GOTTFRIED KELLER'S  
PROSE WORKS

A Thesis  
Presented to the  
Faculty of Graduate Studies and Research  
University of Manitoba

In Partial Fulfilment  
of the Requirements for the Degree  
Master of Arts

by  
Victor David Toews

April 1966



Professor K.-W. Maurer  
in Dankbarkeit  
gewidmet.

### Von Kindern

Ich sah jüngst einen Schwarm von frischen Knaben,  
Gekoppelt und gezäumt wie ein Zug Pferde;  
Sie wieherten und scharrten an der Erde  
Und taten sonst, was Pferde an sich haben.

Und mehr noch; was sonst dieser ist Beschwerde,  
Das schien die Buben köstlich zu erlaben;  
Denn lustig sah ich durch die Gasse traben  
Auf einen Peitschenknall die ganze Herde.

Das Leitseil war in eines Knirpses Händen,  
Der, klein und schwach, nicht sparte seine Hiebe  
Und launisch das Gespann liess gehn und wenden.

Wenn nur dies frühe Sinnbild niedrer Triebe,  
Anstatt mit schlimmer Wirklichkeit zu erden,  
Einst mit der Kinderschuhn verloren bliebe!

- Gottfried Keller

DER BILDUNGSGEDANKE IN GOTTFRIED KELLERS PROSAWERKEN

THE IDEA OF BILDUNG IN GOTTFRIED KELLER'S  
PROSE WORKS

M.A. Thesis

April 1966

by Victor David Toews

ABSTRACT

The German word "Bildung" with its numerous connotations and ramifications is establishing itself in other languages for the very simple reason that we regard it as untranslatable. In any case its range of meaning transcends by far what we are accustomed to ascribe to the English word education. It is more dynamic and thus intended to convey the process of "shaping", "moulding" or "forming" and its terms of reference apply as much to the intellectual training of a human being as to his personal, moral and even religious development. It was in the eighteenth century, or more precisely in the Age of Enlightenment, that the term Bildung took on this remarkable expansion of meaning until Goethe represented in his own person and his work the highest peak of its consumation and realization. For this reason it does not come as a surprise that in a very

special way those writers who helped to establish the tradition of the *Entwicklungs* and *Bildungsroman* without exception came under the influence and impact of Goethe the man and the author of Wilhelm Meister. We are confronted by a process continuing into our own age and thus it will be impossible to give in a summary way the names and works of those who testified to their vital Goethe-Erlebnis in this context. Gottfried Keller is only one of many who bear eloquent witness to his indebtedness to and the spell of Goethe.

Keller's expulsion from school at an early age left an indelible mark on his personality, his later development and, last but not least, upon his educational views and ideals. His critical attitude to educational institutions reveals the impact of his early experience at every turn. In the course of time and in his own development he became ever more strongly convinced that the schools of his day together with the outlook that informed their curriculum and their approach to education were giving ample proof of their incapability to give adequate and meaningful training to the youth of a nation. More and more he was driven to look with disdain upon their misguided efforts and he would claim that education begins, "where the schoolbench leaves off and comes to an end." I

It was Gottfried Keller's often repeated principle axiom that the whole of life is involved in the educational process and as a result life for Gottfried Keller became synonymous with Bildung.

"Life as Bildung and in reverse, Bildung as Life" may be taken as the theme of Keller's creative effort and thus also the theme of this Thesis, Inevitably this demanded a judicious selection from his prose works. An earnest attempt has been made to single out those works which bring out Gottfried Keller's educational ideals and their most convincing ways and thus the accent has to fall most strongly upon his masterpiece Der grüne Heinrich. After Goethe and following in his footsteps it remains to this day a singular and even unsurpassed example of creative achievement in the long and enduring history of the German Bildungsroman.

In this Thesis an attempt has also been made to single out those factors which prove to be most decisive in the formation of an individual; the home, the school, the church and other educational institutions. However, influences such as these might work themselves out as being either positive or negative in their effects. Moreover elemental experiences such as friendship, love, suffering, hate forgiveness may play a part even more decisive than those mentioned before.

That Gottfried Keller is nowhere dogmatic in his views

goes without saying. There is always an inevitable quality at work in these processes and this gives Keller's ideals their strength and unquestionable conviction.

For these reasons it is the personal autobiographical element that comes out strongly in Gottfried Keller the man and his writings. Rough, independent and courageous in his views he nonetheless reflects a vast and unbroken tradition and it is in particular Goethe who remains ever present in Gottfried Keller's life and thought.

DER BILDUNGSGEDANKE IN GOTTFRIED KELLERS PROSAWERKEN

THE IDEA OF BILDUNG AS REVEALED IN GOTTFRIED KELLER'S  
PROSE WORKS

INHALTSANGABE

KAPITEL I

URERLEBNISSE UND ENTWICKLUNGSGEDANKE

Das Elternhaus - Der Einfluss von Vater und Mutter . . .	1
Kindliche Phantasie . . . . .	2
Lügendgeschichten und Theaterspiele . . . . .	5
Das Erlebnis der Freundschaft . . . . .	9
Frühe Liebeserlebnisse . . . . .	11
Das Erlebnis der Fremde . . . . .	17

KAPITEL II

BILDUNGSERLEBNISSE UND BILDUNGSIDEALE

Die Schule . . . . .	25
a) Heinrichs Entlassung aus der Schule . . . . .	
b) Kellers Kritik am Schulwesen . . . . .	
c) Kritik dichterisch gestaltet in <u>Der Schmied</u> <u>seines Glückes</u> . . . . .	
Religion und Kirche . . . . .	29
a) Heinrichs Religionsunterricht . . . . .	
b) Das Meretlein . . . . .	
c) Kellers spätere religiöse Entwicklung . . . . .	
Der Familiengedanke . . . . .	38
a) <u>Romeo und Julia auf dem Dorfe</u> . . . . .	
b) <u>Martin Salander</u> . . . . .	
c) <u>Frau Regel Amrain</u> . . . . .	

## KAPITEL III

## BERUFSSWAHL

Heinrich versucht sich im Malen . . . . .	55
Zwei Meister - Habersaat und Römer . . . . .	59
In der Kunststadt . . . . .	66
Abschied vom Malerberuf . . . . .	72
Erster Versuch im Dichten . . . . .	78

## KAPITEL IV

## VERWIRKLICHUNG VON ERZIEHUNGSGEDANKEN

Arnold in <u>Martin Salander</u> . . . . .	80
Karl Hediger in <u>Das Fähnlein der sieben Aufrechten</u> . .	83

## KAPITEL V

## DER EINZELNE UND DIE GESELLSCHAFT

Schuld und Vergebung . . . . .	87
Lebensfreude und Entsagung . . . . .	94

## KAPITEL VI

KELLER IN GOETHES NACHFOLGE	106
-----------------------------	-----

NACHKLANG	114
-----------	-----

ANMERKUNGEN . . . . .	115
-----------------------	-----

LITERATURVERZEICHNIS . . . . .	122
--------------------------------	-----

## KAPITEL I

### URERLEBNISSE UND ENTWICKLUNGSGEDANKE

#### Das Elternhaus - Der Einfluss von Vater und Mutter

Mit fünf Jahren hatte Heinrich [Lee] seinen Vater verloren. Was er von demselben wusste, war ihm von der Mutter erzählt oder gelegentlich von einem, der seinen Vater gekannt, mitgeteilt worden. Er konnte sich nur einer Begebenheit mit seinem Vater entsinnen. Alles andere, wie Gesichtszüge und äussere Erscheinung, war ganz in Vergessenheit geraten. Er merkte eine grosse Lücke in seiner Erziehung, seiner Bildung, ja in seinem ganzen Leben als Folge davon, dass er keinen Vater hatte. Oft dachte er daran, wie sein Leben doch durch des Vaters Nähe hätte bereichert werden können und er konnte es sich nicht verhehlen, dass sein Leben mit einem Vater wohl ganz anders ausgefallen wäre.

Obwohl Heinrich diese Lücke bemerkte, hat der Vater doch einen grossen Einfluss auf seine Entwicklung ausgeübt. Beim Sohn hatte sich ein gewisses Bild des Charakters des Vaters eingepägt und dieses Bild verfolgte ihn durchs Leben. Er selbst schreibt davon,

Je dunkler die Ahnung ist, welche ich von seiner äusseren Erscheinung in mir trage, desto heller und klarer hat sich

ein Bild seines innern Wesens vor mir aufgebaut, und dies edle Bild ist für mich ein Teil des grossen Unerdlichen geworden, auf welches mich meine letzten Gedanken zurückführen und unter dessen Obhut ich zu wandeln glaube.

### Kindliche Phantasie

Wie alle Kinder besass auch Heinrich eine überaus lebhaft, rege Phantasie. Schon früh hatte seine Mutter ihm von Gott erzählt. Die Antworten, die er auf seine Fragen nach dem Wesen Gottes erhielt, konnten ihn nicht befriedigen, und so suchte er für sich selbst, die Antworten zu finden. Sah er etwas, was ihm neu oder unerklärlich erschien, so machte er es sich klar, dass dies wohl der liebe Gott sei. Ob diese Erscheinung nun eine Wolke, ein Wetterhahn auf dem hohen Kirchturm, oder sogar das Bild eines Tigers im Bilderbuch war, blieb sich für ihn gleich.

Das Beten machte ihm grosse Freude. Als er dann die Erhörung seiner Gebete erlebte, war er doppelt froh. Aber zum lauten Tischgebet, welches die Mutter einführen wollte, konnte er sich nicht überreden lassen. Darüber hinaus aber fühlte er sich dankbar. In diesem Zusammenhang machte die Geschichte vom kleinen Meretlein einen grossen Eindruck auf ihn. Es war dies eine Legende von einem Kind, das nicht beten wollte und grosse Furcht vor Kirche und Predigern hatte. War sie aber allein, so konnte sie, wie einst die drei

Männer im Feuerofen, fröhliche Loblieder singen.

In den Erzählungen der Mutter fand des Knaben rege Phantasie nur teilweise Befriedigung. Die Mitteilungen der Mutter bewegten sich zum grössten Teil im Rahmen der Biblischen Geschichte und auch hier handelte es sich mehr um konkrete Sachen. Wenn sie von Gottes Wunder, Allmacht und besonders von seiner Fürsorge sprach, so erwärmte sich ihr Gemüt und ihr Junge wurde mitgerissen. Die Erzählungen von Christi Leidenswerk dagegen beeindruckten ihn nicht. Dies kam wohl daher, dass die Mutter einen schweren Kampf ums Dasein führte und die Brotfrage bei ihr beständig von grosser Bedeutung war.

Die Phantasie des Knaben fand aber bald auf anderen Plätzen Gelegenheit zur Entwicklung. Im gegenüberliegenden Hause lebte Frau Martha, die mit ihrem Mann dort einen Laden führte. In diesem Trödelkram entfaltete sich ein reges Leben, welches Heinrich beobachten konnte und woran er sich auch gelegentlich beteiligen durfte. Besonders interessant wurde es abends, wenn sich hier allerlei Menschen einfanden und die allerverschiedensten Themen über Gott, Welt und Menschen besprachen. Auch Hexengeschichten wurden hier von Frau Margaret und ihrem Manne erzählt. Dies machte natürlich einen grossen Eindruck auf den Knaben,

und ich hatte so die Gelegenheit, unmittelbar aus der Quelle zu schöpfen, was man sonst den Kindern der Gebildeten in

eigenen Märchenbücher zurecht macht. Wenn der Stoff auch nicht für eine so un- schuldige kindliche Moral berechnet, so enthielt es nicht destoweniger immer eine menschliche Wahrheit und machte . . . meine Einbildungskraft freilich etwas frühreif und für starke Eindrücke empfänglich. 2

Wegen ihrer grossen Armut konnte die Mutter ihrem Sohn nur wenig Spielzeug kaufen. Wie schon gesagt, versuchte sie, ihn durch lebhaftes Erzählen zu beschäftigen. Weil dies aber nicht zu seiner weiteren Entwicklung genügte, suchte er sich andere Beschäftigung. Wie manch ein anderer Knabe legte er sich Sammlungen von den verschieden<sup>sten</sup> Sachen an. Zuerst sammelte er allerlei bunte Steine und bewahrte sie auf. Weil er dabei aber keine Anleitung erhielt, verlor der ganze Versuch bald an Wert für ihn. Andere Knaben wurden darin von ihren Vätern angeleitet. Im Grunde genommen lernte Heinrich nichts durch den Versuch und es dauerte auch nicht lange, so warf er den ganzen Kram in einen Fluss.

Ähnlich erging es ihm mit einer Insekten- und Schmetterlingsammlung. Niemand zeigte ihm, wie man so etwas zusammenstellt. Die Namen der Insekten blieben ihm auch fremd. Wiederum gab er alles auf. Bei solchen Gelegenheiten vermisste er den Vater besonders.

Der Versuch mit lebenden Tieren, wie Mäuse, Kaninchen, Frösche und Schlangen geriet nichts besser. Weil er nicht

wusste, wie man solche Tiere pflegt, wurden sie krank und einige davon starben. Wieder ein Fiasko. Er grub ein Loch, warf alles durcheinander hinein und verscharrte es. Es fiel ihm nicht einmal ein, die Tierchen frei zu lassen. Er konnte es sich aber nicht verhehlen, dass auch dieser Versuch zur schaffenden Betätigung gescheitert war.

Ein anderer Irrweg eröffnete sich ihm durch die Bücher, die er bei Frau Margaret fand. In einem Buche über Theosophie fand er allerlei Merkwürdiges. Fleissig studierte er das Buch, machte Notizen und experimentierte nach den Vorschriften. Aber auch diese Beschäftigung konnte ihn weder bereichern noch ausbilden. Der Versuch endete, als eines Abends eine Katze in seinem Stübchen erschien. Als er sie verscheuchen wollte, zerschlug sie all seine Flaschen. Nun erfuhr auch Frau Margaret von Heinrichs Treiben und sie nahm ihm alle Bücher weg, denn sie war der bestimmten Meinung, dass der Junge noch ein rechter Zauberer werde.

### Lügend geschichten und Theaterspiele

Die erwachte Phantasie fand weiteren Ausdruck in einer Lügendgeschichte. Bei einer Gelegenheit gebrauchte Heinrich zu Hause einige unanständige Worte. Eine Nachbarsfrau, die gerade zu Besuch war, hörte diese. Nun drangen sie und die Mutter auf ihn ein, um zu erfahren, wo er die Worte her habe.

Sogleich nannte er den Namen eines Knaben, den er nur weitläufig kannte, und fügte noch einige andere hinzu. Daraufhin wurden diese Knaben in Heinrichs Gegenwart am nächsten Tage in der Schule vom Religionslehrer und vom Vorsteher der Schule verhört. Heinrich wurde nun dazu aufgefordert, den Hergang der Geschichte zu berichten. Ohne sich weiter zu bedenken, begann er eine Geschichte, über die er sich selbst wunderte. Auch die Lehrer wurden mitgerissen, so dass sie alles für bare Münze nahmen und die Knaben bestrafte ohne die Sache weiter zu untersuchen. Heinrich fühlte sich über die Geschichte sehr befriedigt.

Soviel ich mich dunkel erinnere, war mir das angerichtete Urheil nicht nur gleichgültig, sondern ich fühlte eher noch eine Befriedigung in mir, dass die poetische Gerechtigkeit meine Erfindung so schön und sichtbarlich abrundete, dass etwas Auffallendes geschah, gehandelt, gelitten wurde, und das<sup>3</sup> infolge meines schöpferischen Wortes.

In jener Zeit erhielten alle Knaben Anleitung im Gebrauche des Gewehres bei geringfügigen militärischen Übungen. Im Sommer veranstaltete man ein Fest in irgend einem kleinen Städtchen. Dorthin wurden alle Knaben aus den umliegenden Dörfern eingeladen und ihnen wurde die Möglichkeit geboten, ihre Künste aufzuführen. Bei solchen Gelegenheiten wollten die Jungens sich auch auf andern Gebieten hervortun. Da sie aber der Ansicht waren, dass man Geld dazu brauche, so war der arme Heinrich von neuem wieder in Verlegenheit.

Er suchte einen Ausweg, geriet dadurch aber auf eine falsche Bahn. Ohne das Wissen seiner Mutter nahm er sich von dem für ihn aufbewarten Gelde, und verbrauchte es sehr freigebig zusammen mit seinen Freunden. Nach dem Feste trieb er es noch so weiter, bis fast alles Geld verbraucht war. Als die Mutter dies gewahr<sup>wurde</sup>, war das Geld fast ganz ausgegeben. Sie war über das Vergehen ihres Sohnes sehr betrübt, überliess es aber ihm, ob er sich von selbst bessern würde. Nachdem sie die Sache mit ihm besprochen hatte, sagte sie,

. . . ich weiss nicht, ob du, wenn du deine paar Geldstücke noch verbraucht hättest, alsdann auch nach meinem Gelde, welches ich so sparen muss, gegriffen haben würdest; es wäre nicht unmöglich gewesen; aber mir ist es unmöglich dasselbe zu verschliessen. Ich lasse daher den Schlüssel stecken wie bisher und muss es darauf ankommen lassen, ob du freiwillig dich zum Bessern wendest.<sup>4</sup>

Heinrich war über die Störung, die zwischen ihm und der Mutter eingetreten war, sehr betrübt. Wohl bemerkte er, dass die Mutter Vertrauen in ihn hatte, aber das alte freie Verhältnis war zerstört worden. In seiner Trauer griff er zur Malerei und versuchte, ein kleines Gemälde in ihrem Heime mit Farben zu malen. Da er hierin keine Anleitung erhielt, war das Endresultat nicht sehr gut. Dagegen machte das emsige Arbeiten und Schaffen einen friedlichen Eindruck auf den jungen Maler, so dass er innerlich zufrieden und ruhig wurde und bei ihm auch zuweilen die alte Freude zurückkam. Als das unvollkommene Bild fertig war, waren Mutter

und Sohn wieder vereint. Es war dies nicht das letzte Mal, wo die Kunst, das Schaffen und der Anblick der Natur einen heilenden Einfluss auf den Knaben ausübten.

Heinrich hatte auch Gelegenheit, mit seinen Kameraden Theater zu spielen. Hier konnte seine Phantasie sich rege beteiligen. Ein grosses, auf der Seite liegendes Fass bildete die Bühne, in welcher allerlei Possen und Räubergeschichten vorgetragen wurden. Heinrich brachte dem Ganzen mehr Geschick bei, indem er bestimmte Geschichten aus der Literatur und der Bibel nahm und sie zu Vorführungen verwandelte. Er schrieb die vorkommenden Reden wörtlich nieder und verband sie durch einige eigene Wendungen. Die ganze Aufführung war nur sehr kümmerlich, aber dennoch war sie für den unerfahrenen Knaben ein grosses Ereignis. Auch dieses Erlebnis nahm ein jähes Ende, als der Eigentümer des Fasses auf das Treiben der Knaben aufmerksam wurde. Weil sie das Fass beschädigt hatten, vertrieb er die Knaben und sie durften nicht weiterspielen.

Kurz darauf kamen einige Schauspieler in die Stadt, und boten verschiedene Aufführungen dar. Wiederum verhinderte ihn die Armut daran, dass er den Besuch geniessen konnte. Gelegentlich gelang es ihm und seinen Freunden, sich Eingang zu verschaffen. Während des Tages hielten sie sich immer in der Nähe des Theaters auf, um auch nichts Sehenswürdiges zu verpassen. Hier sah Heinrich zum erstenmal

einen Maler bei der Arbeit. Nur ganz leise ahnte er, dass auch diese Kunst nach bestimmten Gesetzen betrieben wurde.

Es dämmerte die erste Einsicht in das Wesen der Malerei: das freie Auftragen von dichten deckenden Farben auf durchsichtige Unterlagen machten mir vieles klar; ich begann nachher der Grenze dieser zwei Gebiete nachzuspüren, wo ich ein Gemälde zu sehen bekam, und meine Entdeckungen hoben mich über den wehrlosen Wunderglauben hinaus, welcher es aufgibt, jemals der gleichen selbst zu verstehen. 5

Es war dies wohl die erste Anregung zu seinen späteren Versuchen in der Malerei.

Eines Abends durfte Heinrich zusammen mit noch einigen andern Knaben auf der Bühne als Meerkatzen verkleidet im Faust mitwirken. Er war aber von dem Ganzen so ergriffen, dass er seine Rolle völlig vergass und nur dastand und zuschaute. Das Vorgetragene beeindruckte ihn so sehr, dass er nicht mehr recht wusste, was nun Wirklichkeit und was Schein sei. Unvergesslich blieb der Eindruck, den Gretchen auf ihn machte.

#### Das Erlebnis der Freundschaft

Zu dieser Zeit verkehrte Heinrich mit einem Freunde, in dessen Heim man dauernd alte Ritterromane und Liebesgeschichten las. Die jungen Freunde lasen auch emsig darin und bald übten sie sich auch im Erzählen solcher Geschichten. Man blieb dabei nicht bei der Wahrheit und Heinrich erdich-

tete die wunderbarste Geschichte von einer Geliebten. Er ging so weit, dass er sogar den Wohnort dieser Geliebten angab. Da drang der Freund auf ihn ein und wollte einen Beweis seiner Liebe zu der Dame sehen. Heinrich war noch so naiv, dass er zuhause Geld nahm, einige billige Geschenke damit kaufte, und tatsächlich alles im besagten Hause abgab.

Als alles beendet war gingen Heinrich doch die Augen auf. Er verprügelte den falschen Freund, verliess ihn für immer und war auch damit von seinen Lügengeschichten kuriert.

Etwas später in seinem Leben begann Heinrich einen Briefwechsel mit einem andern Freunde, der verreist war. Sie erhoben ihr Verhältnis zu einer idealen Freundschaft und boten in den Briefen all ihre Kunst und Beredsamkeit auf. Heinrich strengte sich sehr an, wurde aber immer vom Freunde durch höhere und besser ausgedrückte Gedanken übertroffen. Endlich entdeckte er, dass der Freund ihm nur Abschriften aus den Werken grosser Dichter zugesandt habe. Als er den Freund zur Rede gestellt hatte, erklärte dieser, dass die Briefe ja nur aus Zeitvertreib geschrieben worden waren. Heinrich fühlte sich aber tief beleidigt.

Dass mir nur die Possen wiedervergolten wurden, die ich meinem Lehrer Habersaat mit jenen schwindelhaften Naturstudien gespielt hatte, daran dachte ich nicht im Traume. 6

## Frühe Liebeserlebnisse

Die Liebe zu Anna war für Heinrich ein Urerlebnis, das direkt aus seinen Erfahrungen entstand, sein ganzes weiteres Leben befruchtete und es in einem gewissen Sinne auch ordnete. Anna, eine Kusine seiner Verwandten im Dorfe, wohnte mit ihrem Vater, einem im Ruhestand lebenden Schullehrer, in stiller Zurückgezogenheit an einem abgelegenen See. Hier, in einem schönen Häuschen, umgeben von dunklen Tannen, durfte Heinrich sie an einem Sonntag, zusammen mit seinen Verwandten, treffen. Obgleich er sich hauptsächlich mit dem Vater unterhielt, war sein Auge doch auf die Tochter gerichtet. Ihr stilles, anmutiges Wesen machte einen guten Eindruck auf ihn und unwillkürlich gewann sie in seinem Herzen einen Platz. Abends verabschiedete sich die Gesellschaft mit allerlei kleinen Spässen. Die Kusinen neckten Heinrich solange, bis er auch Anna die Hand reichte und sie mit "Du" ansprach. Für Heinrich endete der Tag mit dem seligen Gefühl,

. . . und als Anna schnell und ängstlich im Schatten ihrer Bergseite verschwand und wir auf der unserigen niederstiegen, hatte ich zwei Dinge erworben; . . . und ein zartes Frauenbildchen, welches ich unverweilt in meinem Herzen aufzustellen wagte. 7

In den darauffolgenden Tagen suchte Heinrich keine weitere Begegnung mit Anna. Eine Begegnung wäre ihm sehr lieb gewesen, obgleich er derselben eher mit Unruhe entgegensah. Äusserlich zeigte er kein Interesse an ihrem

Ergehen, war aber sehr gespannt, ob er nicht etwas mehr von ihr hören und erfahren könnte. Wenn die Kusinen fragten, ob sie nicht ein allerliebstes Kind sei, so erwiderte er nur kurz, "Ja", und liess es dabei bewenden.

Das zweite Treffen ereignete sich, als Anna die Kusinen besuchte. Heinrich und Anna waren sehr schüchtern und beteiligten sich nur ganz wenig an den Belustigungen der Jugend. Spät Abends begleitete Heinrich sie über den Berg nach Hause. Im fröhlichsten Gespräche, das immer lauter wurde, legten sie den Weg zurück und verabschiedeten sich in des Vaters Anwesenheit.

Am nächsten Tage befolgte er die Einladung des Schulmeisters und ging über den Berg, um dort einen Besuch abzustatten. Er liess sich im Lehrerhaus nieder und malte einen Blumenstrauss, den Anna gesammelt hatte. Da Anna am Nachmittage im Weinberge mithelfen musste, blieb Heinrich allein bei der Arbeit. Er bemühte sich nun sehr, denn er wollte ein schönes Bild malen, und sein Bemühen blieb nicht erfolglos, Anna und der Vater waren durch das kleine Bildchen sehr erfreut. Die kindliche Liebe im Herzen des Lernenden hatte ihn zur Anstrengung im Schaffen getrieben und der Erfolg, wenn auch gering, blieb nicht aus.

Spät abends, als der Vater schon zur Ruhe gegangen war, half Heinrich Anna und der alten Magd noch bei einer Arbeit in der Küche. Die Arbeit wurde mit einem Spiel verbunden,

das damit endete, dass Heinrich Anna einen Kuss geben sollte. Die Kinder einigten sich aber dahin, dass Anna diesen schuldig bleiben würde. Einige Monate später, am Abend des Begräbnisses seiner Grossmutter, erhielt Heinrich sein Pfand, als er mit Anna noch auf den Friedhof ging, wo sie zusammen das neue Grab schmückten. Ihr gegenseitiges Verhältnis blieb ein kindliches.

Nach zwei Jahren, als sie beide sechszehn Jahre alt waren, trafen Heinrich und Anna wieder zusammen. Es geschah an einem herrlichen Sonntagmorgen, an dem man sich im Hause des Onkels zum Frühstück versammelt hatte. Obgleich das Mahl unter viel Spass und Gelächter eingenommen wurde, blieben Heinrich und Anna, die nebeneinander sassen, doch ganz still. Nach Tisch machte die Gesellschaft sich fertig und ging zur Kirche. Heinrich blieb allein zu Hause, wo er etwas in der Stille schreiben wollte. Seine Gefühle zu Anna trieben ihn zur Tat. Dieses Mal gebrauchte er den Stift, statt eines Pinsels, und vertraute damit dem Papiere seine Gefühle an. Als nach einigen Wochen das beschriebene Blatt auf Umwege in die Hände seiner Kusinen geriet, leugnete er den Grund und Anlass des Schreibens ab, und behauptete, das Ganze sei nur eine Übersetzung aus dem Französischen.

Die Liebe zu Anna stärkte auch seinen Trieb zur Malerei. Er ging nun täglich in den Wald, um dort nach der Natur zu malen. Aus der Arbeit wurde aber fast nichts, denn Annas

Bild war immer in seinem Sinn. Darum malte er es frei aus dem Gedächtnis in Wasserfarben. Weil er sie aber nicht immer vor sich hatte, so mußte er sie gelegentlich gut beobachten. Nachher malte er dann im Versteck weiter. Dadurch wurde sein Beobachtungsvermögen sehr geschärft und seine Malerei verbesserte sich. Als das Bild fertig war, wurde es von den Kusinen entdeckt. Heinrich leugnete den wahren Grund, warum er das Bild gemalt hatte und behauptete, es sei ein Geschenk für den Schulmeister.

Zur Zeit der Fastnachtspiele im nächsten Frühling steigerte sich das Verhältnis noch mehr. Im Dorfe und in den umliegenden Ortschaften wollte man Schillers Tell aufführen. Als Kenner und angehender Künstler wurde Heinrich dazu eingeladen, an den Vorbereitungen, wie auch an der Aufführung, teilzunehmen. Als Grundlage des Aufzuges benutzte man eine wohlbekannte und viel verbreitete Schülerausgabe des Werkes. Nur wenige wussten, dass noch mehr Szenen dazu gehörten. Diesen Umstand benutzte Heinrich, um auf unauffällige Weise in Annas Nähe zu bleiben. Für Anna wählte er die Rolle der Berta von Bruneck und für sich die des Rudenz. Obgleich die beiden Rollen fast gänzlich wegfielen, so gestatteten sie doch, dass Heinrich fast unbemerkt in Annas Nähe bleiben konnte.

Die Aufführung fiel über Erwarten gut aus und jedermann war höchst erbaut darüber. Am Abend des Fest<sup>t</sup>ages

bekamen Heinrich und Anna noch Gelegenheit, über Feld und durch den Wald zu reiten. Nun trafen sie einen jungen Schullehrer, welcher Anna das Geheimnis ihrer Rolle aufdeckte und dabei schelmisch forschte, ob die Jagdszene noch sollte aufgeführt werden. Er überreichte ihr ein Buch, in welchem das Ganze enthalten war. Anna las die Stelle, errötete etwas und ritt schnell davon, während Heinrich ihr folgte. Nach und nach fingen sie wieder an zu sprechen und gerieten allmählich in den Wald und zwar zu der sogenannten "Heidenstube", wo sie einst als Kinder gespielt hatten. Hier gaben sie sich ihre gegenseitige Liebe, ohne jegliche Leidenschaft aber doch inniglich, mit einem Kuss zu erkennen. Dadurch wurde aber der Zauber, der bis dahin auf dem kindlichen Verhältnis geruht hatte, gebrochen. Eine eisige Kälte überkam sie, Anna weinte und sagte,

"O! wir waren so froh bis jetzt."

Damit war das ehemalige idyllische Verhältnis für immer verstört.

Nach etwa einem Jahr starb Anna. Als guter Bekannter stellte sich Heinrich die Aufgabe, eine Nacht an der Totenbahre zu wachen. Der Anblick der Toten beeindruckte ihn aber nicht sonderbar.

Ich sah alles wohl und empfand beinah eine Art glücklichen Stolzes, in einer so traurigen Lage zu sein und eine so poetisch schöne tote Jugendgeliebte vor mir zu sehen. 8

Als dann das goldene Morgenrot die Kammer erfüllte, stand er an der Bahre und betrachtete noch einmal das Gesicht der Toten. Lautlos nannte er ihren Namen und berührte zaghaft ihre Hand. Er zog aber seine Hand hastig zurück, als er die Kälte in der toten Hand verspürte.

Wie dies abstossende kalte Gefühl meinen ganzen Körper durchrieselte, liess es mich auch plötzlich das Gesicht der Leiche so seelenlos und abwesend erscheinen, dass mir beinah der erschreckte Ausruf entfuhr, 'Was hab ich mit dir zu schaffen?' 9

Die Trennung war nun vollendet und ganz ohne innere Rührung half Heinrich dem Schreinergeresellen bei der Anfertigung des Sarges. Fast gefühllos nahm er teil am Begräbnis. Er hatte nicht einmal einen schwarzen Anzug und ging unter seinen schwarz gekleideten Vettern im grünen Habit wie ein fremder Heide.

Das Gefühl, das ich jetzt empfand, war so seltsam, dass ich es nicht anders als mit dem fremden und kalten Worte, 'objektiv' benennen kann . . . . Ich glaube, die Glasscheibe tat es mir an, dass ich das Gut, was sie verschloss ~~loss~~ gleich einem hinter Glass und Rahmen gebrachten Teil meiner Erfahrung, meines Lebens, in gehobener und feierlicher Stimmung, aber in vollkommener Ruhe begraben sah. 10

So endete ein Kapitel der Liebe in Heinrichs Leben. Annas Liebe hatte einen guten Einfluss auf ihn ausgeübt. Als er sich dieser Liebe näherte, verschwand ihr Wert. Zwei grosse Wahrheiten h<sup>t</sup>ete er gelernt. Er wusste nun, dass

Liebe eine grosse Triebkraft im Leben eines Künstlers sein kann. Andererseits erkannte er auch, dass man oft der Liebe entsagen muss, um sie zu empfangen.

### Das Erlebnis der Fremde

Einen weiteren Beweis der charakterbildenden Kraft des Erlebten bietet Keller uns in der Novelle, Pankraz der Schmoller. Hier handelt es sich um die Entwicklung des Charakters eines Mannes, der von Kindheit auf in sich gekehrt war und seine Zeit mit Schmollen verbrachte. Durch seine Erlebnisse als Soldat in Indien und Nordafrika wurde er von dieser Untugend erlöst. Ein Weib und ein Löwe waren in diesem Fall die Erzieher. Am Schlusse der Geschichte lesen wir,

Die Moral von der Geschichte sei einfach, dass er in der Fremde durch ein Weib und ein wildes Tier von der Unart des Schmollens entwöhnt worden sei. 11

Pankraz, der Sohn einer Witwe, ging zu keiner Schule und arbeitete auch nicht, obgleich er schon vierzehn Jahre alt war. Er schlief am Morgen lang, las dann etwas in einem alten Buch und vertändelte den Rest des Tages mit scheinbar unnützem Schreiben und Malen auf Papier-streifen, die er dann sorgfältig betrachtete und aufbewahrte. Den Höhepunkt des Tages erreichte er abends bei der Betrachtung der untergehenden Sonne. Hierin fand er scheinbar sein einziges Vergnügen.

Die Mutter aber opferte alles, um ihren Sohn zu erfreuen. Sogar das kleine Schwesterchen wurde unter dem Eindruck erzogen, dass, was immer man tue oder sogar opfere, alles zu Gunsten des Bruders getan werden musste.

Pankraz dagegen übte sich immer mehr im Schmollen, womit er Mutter, Schwester und sich selbst quälte. Bei allem, was er tat und was auch sonst noch in Familie und Umgebung geschah, wusste er immer den Unrechtleidenden zu spielen. Als er älterer wurde, erweiterte er seinen Wirkungskreis, indem er in der Umgegend umherstrich, um zu erfahren, ob er nicht irgendwo, " . . . ein tüchtiges Unrecht aufreiben und erleiden könne".<sup>12</sup>

Da das Essen zu Hause immer knapp war, wurde es fast täglich zum Gegenstand des Zankes zwischen den Geschwistern. Oft benutzte es die Schwester auch als Ursache zur Neckerei. Eines Tages hatte die kleine Esther es doch zu weit getrieben, indem sie auch den Teil des Bruders Abendbrot in seiner Abwesenheit verspeist hatte. Für Pankraz, der heute ziemlich verstimmt zu Hause ankam, war dies doch zu viel. Am nächsten Morgen war er samt seinen wenigen Sachen spurlos verschwunden. Erst nach fünfzehn Jahren kehrte er als ein ganz veränderter Mann zurück.

Laut seinem Berichte sei er nach Hamburg gewandert und habe sich dort nach Amerika eingeschifft. Nach England zurückgekehrt, ging er zum Militär und wurde mit andern

zusammen nach Indien versetzt. Hier lernte er seine erste Lektion.

Das Soldatenleben gefiel ihm recht wohl, denn es gab ihm weiter Gelegenheit, für sich zu leben und zu schmollen. Als stiller Soldat erfüllte er treu seine Pflicht und erwarb sich somit das Vertrauen seiner Vorgesetzten. Zuletzt wurde er der vertraute Diener des Kommandeurs. Als dieser später noch zum Gouverneur ernannt wurde, blieb Pankraz bei ihm im Dienste.

Nun gesellte sich des Gouverneurs Tochter aus Irland zu ihrem Vater. Auf Pankraz machte sie einen sehr guten Eindruck. Er fühlte sich von ihrer Anmut und Schönheit hingerissen, da

. . . ihre Schönheit so sehr auffiel, von echt weiblicher Bescheidenheit, und Sittsamkeit durchdrungen war und dabei gänzlich den Eindruck von etwas Einzigem und Persönlichem machte: es war eben kurz und abermals gesagt: eine Person. 13

Bis zu diesem Augenblick hatte sich bei ihm, durch die Beobachtung der englischen und indischen Frauen, ein ziemlich abfälliges Urteil über Frauen im allgemeinen gebildet. Dieses Bild wurde nun durch die Erscheinung der Lydia gänzlich erschüttert:

ihr zum Gefallen veränderte ich meine schlechten Ansichten von den Frauen und dachte mir, es müsste doch nicht so übel mit ihnen stehen, wenigstens sollten sie um dieser Einen von nun an mehr Gnade finden bei mir. 14

Obgleich sie ihm wohl gefiel, und er es gerne hatte, wenn sie in seiner Nähe war, suchte er doch nach keiner Gelegenheit, dass er bei ihr sein könne. Er bekümmerte sich nicht um sie wie ein Verliebter, sondern nur als Freund oder Verwandter, der ihr Bestes wollte. In ihm selber ging kaum eine leise Veränderung vor. Wenigstens dachte er so darüber. Aber ohne es zu wollen oder es auch nur zu merken, hatte er sich in Lydia verliebt. Wie es zuging, wusste er nicht, aber es war Tatsache geworden. In seiner Seele regten sich wohl Bedenken, aber es war zu spät.

Dies alles wollte mir nicht klar sein  
noch einleuchten, und meine Seele rümpfte  
leise die Nase zu diesem Tun. 15

Da er aber in solchen Sachen gänzlich unerfahren war, schlug er nun auch den falschen Weg ein. Anstatt Lydia seine Gefühle zu offenbaren, um zu sehen, ob sich auch bei ihr solche Neigungen bildeten, ging er nach alter Gewohnheit nur in sich und blieb still. Für ihn war Lydia der Begriff des Schönen, der Tugend und der Liebe. Dem Gedanken, dass sie vielleicht nur ihren Mutwillen mit ihm treibe, räumte er keinen Platz ein. Da sie sich ihm scheinbar immer mehr näherte und er sich so unsicher und überwältigt fühlte, wurde er noch stiller. Dadurch verblendete sich sein Blick nur noch weiter.

Zu dieser Zeit machte Pankraz die Bekanntschaft mit Shakespeares Werken, und in seinen eigenen Worten:

. . . dieser verführerische Prophet führte mich schön in die Patsche. Er schildert nämlich die Welt nach allen Seiten hin durchaus einzig und wahr wie sie ist, aber nur wie sie es in dem ganzen Menschen ist, welche im Guten und Schlechten das Metier ihres Daseins und ihrer Neigung vollständig und charakteristisch betreiben und dabei durchsichtig wie Kristall, jeder von reinem Wasser in seiner Art, so dass, wenn schlechte Skribenten die Welt der Mittelmässigkeit und farbenlosen Halbheit beherrschen und malen und dadurch Schwachköpfe in die Irre führen und mit tausendunbedeutenden Täuschungen anfüllen, dieser hingegen eben die Welt des Ganzen und Gelungenen in seiner Art, d.h. wie sie sein soll, beherrscht und dadurch gute Köpfe in die Irre führt, wenn sie in der Welt dies wesentliche Leben zu sehen und wiederzufinden glauben. Ach es ist schon in der Welt, aber niemals da wo wir eben sind, oder dann wann wir leben. 16

Beim Lesen Shakespeares kam er zu dem Entschluss, dass es im Leben recht häufig vorkomme, dass sich ein edles und schönes Weib in einen ganz gewöhnlichen Mann, wie er es auch war, verliebe. Ja in manchen Fällen könnte so eine Frau einem Kauz nachgehen und noch etwas ganz Gescheites aus ihm machen. Da die Frauen in Shakespeares Werken immer so selbstbewusst waren, so glaubte er nun auch, dass Lydia das Rechte tue, und er somit vom Schicksal beglückt worden sei.

Eines Tages ging ihm doch das Licht auf. Da er verliebt war, sich aber nicht dazu entscheiden konnte, es Lydia zu sagen, entschied er sich dazu, den Platz zu verlassen

und mit dem Militär auszurücken. Ehe dies aber geschah, überlistete Lydia ihn und erzwang sich ein Liebesgeständnis von ihm. Damit war sie nun völlig zufrieden und freute sich ihres Sieges. Er dagegen konnte nicht sogleich die wahre Sachlage begreifen. Endlich leuchtete es ihm aber doch ein, dass Lydia nicht eine von den edlen Damen aus Shakespeares Dramen sei, sondern eine sehr gewöhnliche aus Fleisch und Blut. Sie versicherte ihm, hätte er etwas eher auch nur ganz wenig seine Neigung offenbart, so wäre es ihr genügend gewesen. Seine eigene Verschlossenheit und sein Schmollwesen hatte ihn in die Patsche geführt. Für Pankraz endete das Erlebnis mit diesen Worten,

"Das hast du nun von deinem unglückseligen Schmollwesen," sagte ich zu mir selbst, "hättest du von Anbeginn zuweilen nur halb so lange mit ihr freundlich gesprochen, so hätte es dich nicht verborgen bleiben können, wess Geistes Kind sie ist, und du hättest dich nicht so gröblich getäuscht."<sup>17</sup>

Hiermit hatte Pankraz seine Lektion erhalten und den ersten Stoss aus der Schmollerei hinaus bekommen, aber vom Schmollen war er noch nicht befreit. Dazu diente ein weiteres Erlebnis.

Pankraz blieb noch einige Jahre als Soldat und zuletzt als oberster Machthaber an der äussersten Grenze des Reiches. Trotz seiner schlimmen Erfahrungen konnte er Lydia nicht vergessen. Ein letzter Besuch überzeugte ihn aber völlig

von der Tatsache, dass seine guten Meinungen von ihr doch nur Selbstbetrug seien. Daraufhin verliess er die indische Armee und kam nach Paris.

Das in ihm entstandene Bild von der vollkommenen Frau konnte er aber nicht los werden,

Es war mir zu Mute, als ob notwendigerweise ein weibliches Wesen in der Welt sein müsste, welches genau das Äussere und den Manieren dieser Lydia, kurz deren bessere Hälfte besässe, dazu aber auch die entsprechenden andere Hälfte, und dass ich nur dann würde zur Ruhe kommen, wenn ich die ganze Lydia fände; oder es war mir, als ob ich verpflichtet wär, die rechte Seele zu diesem schönen halben Gespenst zu suchen. 18

Die Sehnsucht nach solch einer Person trieb ihn nun weiter in die Welt hinaus. Er verliess Paris, um als Soldat in der französisch-afrikanischen Armee zu dienen. Hier wurde ihm das Seelenbild der Lydia noch einmal zum Verhängnis. Durch diese Erfahrung wurde er aber gänzlich von seiner Schmollerei geheilt.

Im neuen Dienst in Afrika vertrieb er sich die Freizeit mit der Löwenjagd. Als er einmal einem sehr grossen und gefährlichen Löwen auf der Spur war, geriet er an eine mit blühendem Oleandergebüsch gefüllte Schlucht, durch welche ein klarer Bach floss. Der Anblick des blauen Himmels und der herrlichen Ansicht des Tales machten einen merkwürdigen Eindruck auf ihn. Er vergass sich und,

Der Anblick liess eine verjährrte Sehnsucht in mir aufsteigen und ich vergass, warum ich hier herumstrich. 19

Ganz in Gedanken versunken legte er sein Gewehr auf den Boden und kletterte in die Schlucht hinab, um das frische Wasser zu geniessen. Plötzlich wurde er durch das Brüllen eines Löwens aus seinen Träumen geweckt. Wehrlos befand er sich nun etwa zehn Schritte von dem Tier entfernt. Der Löwe stand sprungbereit vor ihm, und wenn Pankraz auch nur einen Muskel regte, so drohte das Tier, ihn anzugreifen. Stundenlang blieben nun beide regungslos und starrten sich an. In dieser Zeit reifte in dem Helden ein Entschluss und er sagte sich,

Das war die bitterste Schmollerei die ich je verrichtete, und ich nahm mir vor und gelobte, wenn ich dieser Gefahr entränne, so wolle ich umgänglich und freundlich werden, nach Hause gehen und mir und Andern das Leben so angenehm als möglich machen . . . Indem ich aber so eine lange Minute um die andere abwickeln und erleben musste, verschwand der Zorn und die Bitterkeit in mir, selbst gegen den Löwen, und je schwächer ich wurde, desto geschickter ward ich in einer mich angenehm dünkenden, lieblichen Geduld, dass ich alle Pein aushielt und tapfer ertrug. 20

Zwei Soldaten fanden ihn in seiner gefährlichen Lage, töteten den Löwen und retteten Pankraz. Er blieb bei seinem Entschluss, kam nach Hause, erzählte seiner Mutter und Schwester von seiner Veränderung und diente dann seinem Lande mit seinen Erfahrungen und Erkenntnissen.

## KAPITEL II

### BILDUNGSERLEBNISSE UND BILDUNGSIDEALE

#### Die Schule

Heinrich hatte grosse Freude an der Schule, besonders als er etwas fortgeschrittener war, und beim Unterricht der jüngeren Schüler mithelfen durfte. Zwei Sachen im Unterricht konnte er aber nicht gutheissen. Erstens war es die Art, wie gestraft wurde. Er glaubte, dass auf diesem Gebiete manches noch aus dem dunklen Mittelalter stamme und nicht erzieherisch wirkte. Und andererseits den Religionsunterricht. Dieser bestand hauptsächlich aus Fragen und Antworten, die man eingeprägt bekam, um sie gelegentlich hersagen zu müssen. Für das Kind hatte dies wenig Bedeutung, und folglich blieb der Unterricht sehr trocken und erreichte nicht seinen Zweck. Heinrich fand dadurch kein grösseres Verständnis für Gott und entwickelte auch kein echtes religiöses Gefühl. Dieses Thema betrachten wir später eingehender unter dem Hauptgedanken: Religion und Kirche.

#### a) Heinrichs Entlassung aus der Schule

Heinrichs Entlassung aus der Schule war ein Erlebnis, das ihn tief beeindruckte und seinen ganzen weiteren Lebenslauf änderte. Immer wieder geschieht es in Schulen, dass sich Schüler zusammen tun und einem Lehrer die Arbeit

erschweren. In Heinrichs Schule machten die Schüler keine Ausnahme. Obgleich Heinrich kein Anführer war, machte er doch in der Sache mit. Die Behörde griff nicht ein, um den betroffenen Lehrer zu schützen, und als die Sache zu schlimm wurde, setzte man den Lehrer ab. Die Schüler taten sich zusammen, um beim Hause des Lehrers noch einen "Abschied" zu machen. Wie von ungefähr geriet Heinrich unter sie und half im Spektakel mit. Später wurde er von den Mitschülern als Anführer der ganzen Sache angeschwärzt und infolgedessen wurde er von der Behörde aus der Schule gestossen. Nun konnte er nicht weiterlernen.

Er hatte keinen Vater, der sich nun für ihn in den Riss stellte und seine Wiederaufnahme in die Schule bestellte. Die Mutter besass auch nicht die Mittel, um ihn auf eine auswärtige Schule zu schicken, oder sogar Privatlehrer zu halten. Daher beschloss sie, ihn auf einige Monate zum Onkel in einem naheliegenden Dorf zu schicken. Da Heinrich sich inzwischen mit der Malerei beschäftigt hatte, nahm er seine Pinsel und Palette mit.

#### b) Kellers Kritik am Schulwesen

Über die Absichten und Ziele des Romans, Der grüne Heinrich hat Keller folgendermassen in einem Brief an Hettner Stellung genommen:

Ich hatte die doppelte Tendenz: einesteils zu zeigen, wie wenig Garantien auch ein

aufgeklärter und freier Staat, wie der Züricher-  
 ersche, für die sichere Erziehung des  
 Einzelnen darbiere heutzutage noch, wenn  
 die Garantien nicht schon in der Familie  
 oder den individuellen Verhältnissen vor-  
 handen sind, und anderteils den psychischen  
 Prozess in einem reich angelegten Gemüte  
 nachzuweisen. 21

Der Ausdruck, "wenn die Garantien nicht schon in der  
 Familie oder den individuellen Verhältnissen vorhanden  
 sind" ist von Bedeutung in Kellers Bildungsansichten. Er  
 glaubte nicht, dass die Schule einen entscheidenden Einfluss  
 auf die Erziehung der Kinder ausüben könnte. An ihrer Stelle  
 unterstreicht er in dieser Beziehung den Einfluss der  
 Familie. In diesem Kapitel betrachten wir die drei Werke,  
Romeo und Julia auf dem Dorfe, Martin Salander und Frau  
 Regel Amrain. In diesen drei Werken wird die Bedeutung  
 der Erziehung in der Familie veranschaulicht.

Damit wollte Keller aber nicht meinen, dass die  
 öffentliche Schule darüber hinaus keinen Beitrag leistete.  
 Die Schule gibt dem Zögling die Möglichkeit, sich für einen  
 geeigneten Beruf vorzubereiten. Über diesen Punkt hat er  
 ebenso an Hettner geschrieben:

Der grüne Heinrich, in erster Jugend aus  
 dem öffentlichen Unterricht hinaus ge-  
 worfen und anderer Mittel entbehrend,  
 einen unghügenden Beruf wählend, weil er  
 keine Übersicht, keine Auswahl hat,  
 muss sich durch Zufall einzelne Fetzen  
 der Bildung aneignen und durch einzelne  
 Risse in den hellen Saal der Kultur  
 zu gucken suchen! 22

c) Kritik dichterisch gestaltet in Der Schmied seines Glückes

Keller war überzeugt, dass die Schulen seiner Zeit keinen bildenden Einfluss auf die Charaktererziehung der Schüler hatte. Diese seine Ansicht hat er in der Novelle, Der Schmied seines Glückes, dichterisch dargestellt.

John Kabys hatte sich bei einem kinderlosen Verwandten angebracht und als zukünftigen Erben und Fortpflanzer des Geschlechtes Litumlei, beliebt gemacht. Daraufhin unternahm er eine erweiterte Reise und studierte das Erziehungswesen in verschiedenen Ländern. Seine Beobachtungen sammelte er in einem Berichte. Diesen Umstand benutzt Keller, um seine Eindrücke wie auch sein Urteil über die Schulen in der Schweiz zu geben.

Kabys kam nach Seldwyla und besuchte dort die Schulen und sonstigen Erziehungsanstalten. Über ein pädagogisches Institut berichtet er zum Beispiel:

Wie man Forellen verschiedentlich behandelt, sie blau absiedet oder backt oder spickt u.s.w., so wurden die guten Mädchen entweder mehr positiv christlich oder mehr weltlich, mehr für Sprachen oder Musik, für vornehme Häuser oder mehr bürgerliche Familien zugerichtet, je nach der Weltgegend, für welche sie bestimmt waren und von wo die Nachfrage kam. 23

Die Seldwyler verhielten sich diesem Geschäft ziemlich gleichgültig gegenüber. Sie bekümmerten sich auch nicht um die Lebensweise der Leute, zu denen ihre Töchter gingen. Dies war möglich da,

"Die Abnehmer des Exportartikels ebenso gleichgültig und kenntnislos waren," 24

Pädagogische Prinzipien werden mit folgenden Worten satirisiert:

"Aus alledem war aber bald eine gewisse Überlieferung und Geschicklichkeit für die äusserliche Zurichtung der Mädchen entstanden und John Kabys hatte wohl auf zu tun, die kuriosen Grundsätze, die hierin walsteten, mit noch kuriöserer Auffassung einzusammeln und sich zu notieren. 25

## Religion und Kirche

### a) Heinrichs Religionsunterricht

Von Natur aus war Heinrich religiös veranlagt. In der frühesten Kindheit hatte die Mutter ihm viel vom lieben Gott erzählt und ihn zum Gebet angeleitet. In seiner Phantasie hatte er sich auch verschiedene Bilder von Gott eingeprägt. Das stille Gebet machte ihm viel Freude, aber zum lauten Beten konnte die Mutter ihn nicht bewegen. Als Kind hatte die Mutter ihm auch die schönen Biblischen Geschichten erzählt. Sein Herz wurde besonders erfreut, wenn sie von Gottes Vorsehung im täglichen Leben erzählte, aber die Geschichten von den Leiden Jesu waren für ihn nicht so interessant. Die Geschichte von der Speisung der Fünftausend griff tiefer in sein Leben als der Bericht von der Kreuzigung Jesu.

Mit den Jahren schwand Heinrichs Interesse an der

Bibel und am Glauben. Diese Abneigung entstand grössten Teils aus der Art und Weise, wie der Religionsunterricht in Schule und Kirche gepflegt wurde. Dazu kamen noch andere Erfahrungen. Zum Beispiel machte Heinrich die Bekanntschaft von einem ganz jungen Schullehrer im Dorfe. Dieser hatte die allermöglichsten Philosophien erlernt und in seinem Denken aufgenommen, ohne sie wirklich gründlich zu verstehen. Zu gleicher Zeit war er auch Atheist geworden und bekämpfte den christlichen Glauben. Heinrich fühlte sich zu diesem hingezogen und nahm dessen Gedanken auch im grossen und ganzen auf. Doch den Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit des Menschen behielt er.

Heinrich fand oft Gelegenheit, mit Annas Vater über den Glauben zu sprechen. Dieser war auch ein aufgeklärter Mann, aber er hielt doch fest an den Lehren des Christentums. Heinrich vertrat den Standpunkt, dass das Gute in der Welt nicht, ausschliesslich aus dem Christentum entstanden sei, sondern dass andere Religionen auch einen Beitrag dazu geleistet hätten. Obgleich der alte Lehrer ihm nicht beistimmte, hatten sie doch manch eine friedliche Auseinandersetzung. Über Heinrichs Unglaube machte der Schulmeister sich wenig Sorge, indem er meinte,

Es sei ganz in der Ordnung, ich sei wieder einmal ein Mensch, bei welchem das Christentum das Ergebnis des Lebens und nicht der Kirche sein würde, und werde noch ein rechter Christ werden, wenn ich etwas erfahren habe. 26

Den Besuch der Kirche vernachlässigte Heinrich gänzlich. Er war wohl verpflichtet, am Religionsunterricht teilzunehmen, aber auch hier erschien er nur zwei oder dreimal im Jahr. Er war nun einmal eine abgesonderte und abgeschiedene Erscheinung, und deshalb bemühte man sich auch nicht um ihn. Während des Jahres mussten die Jünglinge in dem öffentlichen Gottesdienst einige Fragen durch auswendig gelernte Sätze beantworten. Dies tat Heinrich sehr ungern, aber er wollte seine Mutter nicht beleidigen, und oben drein war dies der einzige gesetzliche Weg, vom ganzen Treiben endlich loszukommen.

Die Konfirmation machte Heinrich grosse Sorgen. Dreimal wöchentlich musste er während des Winters um fünf Uhr aufstehen und zum Unterricht gehen. Hier war die sämtliche Jugend der Stadt versammelt und je nach ihrem Stand, sassen sie vor dem Lehrer. Vorne sassen die Studierenden und weiter hinten die andern. Ganz hinten sassen die Lehrlinge, Dienstboten und Fabrikarbeiter. Unter den letzten fand Heinrich seinen Platz.

Im Unterricht wurden die grossen Lehren des Christentums-Sünde, Erlösung, Glaube, Liebe, -besprochen. Für Heinrich blieben diese Ausdrücke alle tote Begriffe. Er glaubte, dass man das Christentum zu sehr vergeistige und nicht genügend auslebe. Er nahm sich vor, auch ohne es fertig zu werden.

Zum Konfirmationsfest liess er sich keinen schwarzen Frack machen und er kaufte sich auch keinen Hut, wie es sonst üblich war. Er liess sich einen grünen Rock anfertigen, schlug seinen Halskragen am Hemd herab anstatt nach oben, behielt seine langen Haare und setzte sich ein schwarzes Sammetberet auf den Kopf. In diesem Habit gab er am Weihnachtsabend mit den andern Schülern sein feierliches "Ja" zu einer Frage, die er nicht einmal recht verstanden hatte. Am folgenden Tage nahm er zum ersten und auch zum letzten Mal am Abendmahl teil. Ganz rührungslos nahm er so von der Kirche Abschied. Das festliche Mahl, das er nachher mit der Mutter und einer befreundeten Wäscherfrau einnahm, machte ihm grössere Freude als der ganze Unterricht und die Teilnahme am Abendmahl.

#### b) Das Meretlein

Keller hat seine Abneigung zum Religionsunterricht, wie er zu seiner Zeit gepflegt wurde, in einer kleinen Geschichte dichterisch dargestellt. Er hatte schon in der Jugend gemerkt, dass in religiösen Fragen sehr oft ein Zwang ausgeübt wird. Dies offenbarte sich besonders in der Erziehung der kleinen Kinder. Zum Teil merkten wir dieses schon in Heinrichs Mitteilungen über seinen Religionsunterricht. Wenn man diesen nicht mitmachte, so konnte man kein Bürger des Landes werden, ja, man durfte nicht

einmal heiraten. Eine Entscheidung zum Christentum, die durch Druck herbeigeführt wurde, hatte für Keller keine Bedeutung.

Weiter bedauerte Keller auch den Zwang bei der religiösen Erziehung in der Familie. Dieses Bedenken finden wir in der ~~kleinen~~ Geschichte Das Meretlein. Die Veranlassung zu dieser Geschichte geschah wie folgt. Heinrichs Mutter wollte ihn zum lauten Beten vor dem Essen anleiten. Er konnte es aber nicht. Dies geschah nicht deshalb, weil er undankbar war oder sich sogar vor der Mutter schämte, sondern weil er sich vor sich selbst schämte. Die Mutter merkte bald, dass er aus irgend einem Grund nicht laut beten konnte, und gab den Versuch auf. Darüber war Heinrich sehr froh. So leicht ging es aber nicht bei allen Leuten.

Das Meretlein stellt eigentlich eine in sich geschlossene Novelle dar, die Keller bei dieser Gelegenheit unter Heinrichs Erfahrungen geschoben hat und die das Übel des Zwanges in religiösen Sachen aufzeigt. Es ist dies eine Geschichte, die im Volksmunde bekannt war, und zum Teil auf Wahrheit beruht. Es handelt sich hier um ein siebenjähriges Kind, dessen Bild noch zur Zeit im Pfarrhaus hing. Laut der Überlieferung war Meretlein ein Kind reicher Eltern, die es beim Prediger zur religiösen Erziehung abgegeben hatten.

Sie hatten auf diesem Gebiete nichts machen können, da das Kind scheinbar verstockt war.

Der Geistliche war ein sehr strenger und unbiegsamer Mann, der seine Aufgabe in allem Ernst nachkommen wollte. Zu allererst sollte Meretlein ein Lied lernen, aber es warf das Buch von sich. Daraufhin wurde es in eine finstere Kammer gesteckt. Anfänglich wimmerte und klagte es etwas, aber nach einigen Minuten sang es die Lieder, die es vorher nicht singen wollte. Diese sang es aber in der Weise, wie man ein gewöhnliches Volkslied singt. Der Prediger betrachtete dies als eine Verspottung.

Statt ihrer gewöhnlichen Kleider musste das Kind ein Büsserhemd aus sehr grobem Tuch tragen. Dies sollte es vor Eitelkeit schützen. Es zog aber das Hemd aus, hing es an einen Baum und tanzte mit ihren Gespielen um es herum. Natürlich wurde dies wieder als eine weitere Verspottung der Religion angesehen.

Die schwersten Strafen und Entbehrungen, die dem Kinde auferlegt wurden, blieben ohne Erfolg. Meretlein wurde immer stiller und machte zuletzt einen blödsinnigen Eindruck. Entkam es aber gelegentlich der scharfen Aufsicht ihrer Pfleger, so wurde es in der freien Natur unter den andern Kindern lustig und vergnügt. Da man dies aber verhinderte und es beständig im Hause behielt, so welkte es dahin und starb.

Mit dieser kurzen Novelle sagt Keller uns, dass das mit Zwang aufgebürdete Christentum den Menschen weder

einmal heiraten. Eine Entscheidung zum Christentum, die durch Druck herbeigeführt wurde, hatte für Keller keine Bedeutung.

Weiter bedauerte Keller auch den Zwang bei der religiösen Erziehung in der Familie. Dieses Bedenken finden wir in der ~~kleinen~~ Geschichte Das Meretlein. Die Veranlassung zu dieser Geschichte geschah wie folgt. Heinrichs Mutter wollte ihn zum lauten Beten vor dem Essen anleiten. Er konnte es aber nicht. Dies geschah nicht deshalb, weil er undankbar war oder sich sogar vor der Mutter schämte, sondern weil er sich vor sich selbst schämte. Die Mutter merkte bald, dass er aus irgend einem Grund nicht laut beten konnte, und gab den Versuch auf. Darüber war Heinrich sehr froh. So leicht ging es aber nicht bei allen Leuten.

Das Meretlein stellt eigentlich eine in sich geschlossene Novelle dar, die Keller bei dieser Gelegenheit unter Heinrichs Erfahrungen geschoben hat und die das Übel des Zwanges in religiösen Sachen aufzeigt. Es ist dies eine Geschichte, die im Volksmunde bekannt war, und zum Teil auf Wahrheit beruht. Es handelt sich hier um ein siebenjähriges Kind, dessen Bild noch zur Zeit im Pfarrhaus hing. Laut der Überlieferung war Meretlein ein Kind reicher Eltern, die es beim Prediger zur religiösen Erziehung abgegeben hatten.

Sie hatten auf diesem Gebiete nichts machen können, da das Kind scheinbar verstockt war.

befreien noch beglücken kann. Nach seinem Urteil hat es einen schädlichen Einfluss, der beides, den Geist und auch das Leben des Menschen, tötet.

### c) Kellers spätere religiöse Entwicklung

Auf Kellers Lebensanschauung hat keiner so einen grossen Eindruck gemacht wie der Philosoph Feuerbach. Keller wurde mit ihm in den Jahren 1848-50 in Heidelberg bekannt. Schon im Jahre 1830 hatte Feuerbach seine Gedanken über Tod und Unsterblichkeit veröffentlicht. In dieser Schrift vertrat er den Gedanken, dass die Beendigung des Lebens im Diesseits als Bedingung des Fortschrittes auf Erden notwendig sei. Im Gegensatz zu Hegel, der das Sinnliche betonte, lehrte Feuerbach, dass der Mensch eine sinnlich - seelische Einheit sei. Der Mensch sei nicht nur eine Begriffsmaschine, sondern er habe auch Augen, Ohren, Hände und Füsse, womit er die Welt erlebe. Hegel hatte weiter das Absolute in der Welt zur Summe der Begriffe erhoben und mit dem menschlichen Denken identifiziert. Für Feuerbach bedeutete dies, dass der Glaube an einen Gott eine Erfindung des menschlichen Denkens sei. Es war nun nicht mehr, dass Gott den Menschen, sondern dass der Mensch Gott erschaffen habe. In der Natur fand er keinen Raum für Gott. Daher lehrte er, die Natur sei eine Republik und keine Monarchie. Auch das Geistliche, die Seele, sei an das Materielle gebunden und habe ohne es keine selbständige Existenz. Stirbt der Leib,

so ist folglich die Seele auch tot.

Im Christentum stellt sich die Lehre von der Unsterblichkeit des Menschen die Aufgabe, die sittliche Weltordnung zu stützen. Wenn nun die Unsterblichkeit abgeschafft wird, wird dann die Sittlichkeit nicht verfallen? Feuerbach glaubt nein, denn die Beseitigung des Jenseits fordert eine Sittlichkeit in diesem Leben. An die Stelle der auf Jenseits gerichteten Religion hat die rein menschliche Bildung zu treten. Diese besteht aus der Arbeit des Einzelnen im Dienste der Gesamtheit. Der Einzelne soll Rücksicht nehmen auf den andern, sein persönliches Verhalten wird durch die Bedürfnisse des Nächsten bestimmt. Das Ziel der Lehre war Weltverbesserung.

Für Keller hatte diese Lehre eine grosse Anziehungskraft. Die glühende Verehrung der Natur verknüpfte sich mit dem Pantheismus seiner Jugendzeit. Die demokratisch-republikanische Tendenz in Feuerbachs Lebensbild hatte grosse Ähnlichkeit mit seiner eigenen Gottesidee.

Mein Gott war längst nur eine Art von  
Präsident oder ersten Konsul, welcher  
nicht viel Ansehen genoss. 27

Anfänglich hielt Keller noch an der Gottesidee fest, aber bald gab er auch diese auf. Davon berichtet er in einem Brief an Baumgartner:

Dies alles, lieber Baumgartner, hat sich  
in der Wirklichkeit nicht so leicht ge-  
macht, als es hier aussieht. Ich liess mir

Schritt für Schritt das Terrain abgewinnen. Ich übte im Anfange sogar eine Kritik aus über Feuerbachs Vorlesungen. Obgleich ich den Scharfsinn seiner Gedanken zugab, führte ich doch stets eine Parallelreihe eigener Gedanken mit, ich glaubte im Anfange nur kleine Stifte und Federn anders drucken zu können, um seine ganze Maschine für mich selber zu gebrauchen. Das hörte aber mit der fünften oder sechsten Stunde allmählich auf, und endlich fing ich an, selbst für ihn zu arbeiten. 28

Keller hatte immer gefürchtet, dass mit der Verneinung des Daseins Gottes auch die Entgeistung der Welt entstehen würde.

Für mich ist die Hauptfrage die: wird die Welt, wird das Leben prosaischer und gemeiner nach Feuerbach? Bis jetzt muss ich antworten: nein! im Gegenteil, es wird alles klarer, strenger, aber auch glühender und sinnlicher. 29

Feuerbachs Naturalismus ermöglichte eine Vergeistung und Vertiefung des Weltbildes bis zur Mystik. Feuerbach selbst sah eine nahe Verwandtschaft zwischen Naturalismus und der Mystik Jakob Böhmes. Er bezeichnet Böhmes Lehre als, "theistischen Atheismus".

In wie weit Keller diesen Gedanken aufgenommen hat, merken wir am Schlusse des grünen Heinrich. Hier hat sich im Schlosse des Grafen eine Gesellschaft zusammengefunden und liest den Cherubimischen Wandersmann, von dem Mystiker Angelus Silesius. Der Kaplan wollte die Gesellschaft, die ausschliesslich aus Atheisten bestand, mit dieser Schrift

in Verlegenheit setzen. Nachdem er etwas daraus vorgelesen hatte, legte er das Buch beiseite. Der Graf nahm es auf, blätterte etwas darinnen und sagte dann,

"Glaubt man nicht, unseren Ludwig Feuerbach zu hören, wenn wir die Verse lesen:  
'Ich bin so gross als Gott, Er ist als ich so klein,  
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.'?"

Ferner:

"Ich weiss, dass ohne mich Gott nicht ein  
Nu kann leben,  
Werd ich zunicht, Er muss vor Not den  
Geist aufgeben." 30

Zu diesem Glauben war auch Keller herangereift.

#### Der Familiengedanke

Wie schon angedeutet, legte Keller grosses Gewicht auf die Auswirkung der Familie auf die Erziehung der Kinder. Wie wir aus den folgenden Werken sehen, dürfte dieser Einfluss sich fördernd aber auch unter Umständen hindernd geltend machen. Zuerst betrachten wir Romeo und Julia auf dem Dorfe.

##### a) Romeo und Julia auf dem Dorfe

Als Untertitel dieser Novelle stellen wir das Wort aus der Bibel, "Ich will heimsuchen der Väter Missetaten an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied." 31 In der Novelle führt Keller dieses Wort an keiner Stelle an und erwähnt ebensowenig, dass Gott die Menschen um ihrer

Sünden willen bestraft. Die Erzählung als solche hingegen bringt uns vor Augen, wie Eltern durch ihr Verhalten ein Verhängnis über ihre Familie heraufbeschwören können, welches ihre eigene Freude und das Glück ihrer Kinder gänzlich zerstören kann. Der Dichter wollte in seinen Schriften belehrend und erzieherisch wirken. Darüber sagt Corwin,

One simple literary principle, however, pervades all his work. He was not content to charm and interest alone; all of his stories, whatever their import, instruct and enoble as well. He believed that art exists for the betterment of humanity and not itself alone. All of his writings have their "moral" which, however is not intruded upon the reader but is so embedded in the theme and treatment that he who reads cannot fail of elevation as well as enjoyment. 32

Diese Novelle hebt mit der Beschreibung einer wunderschönen Landschaft an. Nahe an einem Dorfe liegen drei prächtige Äcker nebeneinander. Auf jedem der beiden äussersten pflügt ein Bauer mit seinem Gespann. Der mittlere Acker liegt schon lange brach und ist durch Vernachlässigung völlig verwüstet worden. Nachdem die Bauern ihre eigenen Äcker bearbeitet haben, pflügt jeder noch eine Furche von dem herrenlosen Acker zu dem seinigen hinzu. Dies hat sich jedes Jahr wiederholt und zuletzt ist vom fremden Acker nur noch ein schmaler Streifen übriggeblieben. Jedermann in der Umgebung bemerkt, was geschehen war, aber niemand sagt etwas dazu.

Zu dieser unscheinbaren Tat bemerkt der Dichter,

So gehen die Weberschifflein des  
Geschickes aneinander vorbei, und  
'Was er webt, dass weiss kein Weber'! 33

In diesen Worten spüren wir die Vorahnung eines drohenden Verhängnisses. Dieses Verhängnis erstreckte sich über beide Familien und zwar nach den Worten, "Des Vaters Segen baut den Kindern Häusern; aber der Mutter Fluch reisst sie nieder," 34

Der Acker, an dem die Bauern den Frevel verübt hatten, gehörte einem Waisenknaben, der Schwarze Geiger genannt. Er konnte sein Erbrecht nicht nachweisen, da man ihn nach der Geburt nicht getauft hatte und foglich sein Name auch in keinem Kirchenbuch eingeschrieben war. Einige Bauern, darunter auch Marti und Manz, die zwei Nachbarn, hätten für den Geiger zeugen können, aber sie unterliessen es. So fristete der Waisenknabe ein kümmerliches Dasein. Eines Tages wurde der Acker von der örtlichen Behörde versteigert und von Manz gekauft.

Bis dahin war zwischen Manz und Marti ein gutes Verhältnis, aber nun änderte sich dieses schlagartig. Sie gerieten wegen der neuen Grenze in einen Streit und, dieser Streit endete damit, dass sie beide in den gerichtlichen Prozessen ihr Hab und Gut verloren.

Marti hatte eine Tochter, Vrenchen, und Manz einen Sohn, Salomon. Als Nachbarskinder waren sie erzogen worden

und hatten viel miteinander gespielt. Seit dem Streit der Väter durften sie aber nicht mehr miteinander verkehren. Eines Tages, als Familie Manz schon in der Stadt wohnte, machte Sali sich auf, ging ins Dorf und besuchte Vrenchen. Ihre Mutter war vor einiger Zeit vor Gram gestorben, und der Vater war zur Zeit, als Sali hinkam, nicht zu Hause. Vrenchen freute sich herzlich, als ihr ehemaliger Freund erschien, aber eine Bangigkeit beschlich sie, als sie an ihre beiden Väter dachte. In diesem Zusammenhang meinte Sali,

"Sind wir schuld an dem, was sie getan, und was geworden ist? Vielleicht können wir das Elend nur gutmachen, wenn wir zwei zusammenhalten und uns recht lieb sind." 35

Worauf Vrenchen entgegnete,

"Es wird nie gut kommen, geh in Gottes Namen deiner Wege, Sali." 36

Mit diesen Worten drückt sie das Gefühl einer grossen Last aus, welche auf ihren Familien lag. Der Leser spürt die dunkle Wolke der Schuld, die in verhängnisvoller Weise das Leben der beiden belastet und zu erdrücken droht.

Trotz der dunklen Ahnungen blieben die beiden zusammen und gingen hinaus auf den verhängnisvollen Acker, auf dem sie so oft als Kinder gespielt hatten. Ohne viele Worte wanderten sie Hand in Hand auf und nieder. Schöne Erinnerungen aus der Kindheit verwischten für den Augenblick die bittere Gegenwart.



Da erschien plötzlich der Schwarze Geiger vor ihnen auf dem Steg. Wie gebannt folgten sie ihm bis zum Ende des Ackers. Hier sprang er auf einen grossen Steinhaufen und verkündigte ihnen ihrer Väter Missetat. Er endete mit den Worten,

"Ich habe eure Väter angefleht, dass sie mir bezeugen möchten, sie müssten mich nach ihrem Gewissen für den rechten Erben halten: aber sie haben mich von ihren Höfen gejagt, und nun sind sie selbst zum Teufel gegangen! Item, das ist der Welt Lauf, mir kanns recht sein, ich will euch doch geigen, wenn ihr tanzen wollt." 37

Vrenchen und Sali waren ganz bestürzt und, als der Geiger sie verlassen hatte, liessen sie sich auf die Steine nieder. Ganz traurig sassen sie da, denn

Die Erscheinung des Geigers und seine Worte hatten sie aus der glücklichen Vergessenheit gerissen, . . . und wie sie nun auf dem harten Grund ihres Elends sassen, verdunkelte sich das heitere Lebenslicht und ihre Gemüter wurden so schwer wie Steine. 38

Nach und nach erholten sie sich von ihrem Schreck und setzten ihre Spiele und ihr Geplauder fort. Wie erschracken sie aber, als Vrenchens Vater unversehens vor ihnen stand. Um Vrenchen vor Misshandlungen zu schützen, ergriff Sali einen Stein und traf den Vater so hart an den Kopf, dass dieser bewusstlos zu Boden sank. Er war nicht getötet, blieb aber lebenslang als Folge davon blödsinnig.

Dieser Umstand legte sich als ein weiteres Verhängnis auf die Kinder. Wohl dachten sie an eine eheliche Verbin-

dung, glaubten aber nicht, dass auf ihr ein Segen ruhen könnte. Vrenchen meinte,

"Ich werde es aber nicht aushalten ohne dich, und doch kann ich dich nie bekommen, auch wenn alles andere nicht wäre, bloss weil du meinen Vater geschlagen und um den Verstand gebracht hast! Dies würde immer ein schlechter Grundstein unserer Ehe sein und wir beide nie sorglos werden, nie." 39

Nun verabredeten sie, dass sie sich auf immer trennen wollten. Ehe dieses aber geschehen sollte, wollten sie den kommenden Sonntag zusammen verleben. In der Zwischenzeit verkauften sie beide das Wenige, was sie hatten, und stateten sich mit dem Erlös zum Feste aus.

Am Sonntag verlebten sie einen wunderschönen Tag. Abends gerieten sie in eine Gesellschaft, wo der Schwarze Geiger zum Tanze spielte. Anfänglich war es ihnen etwas unheimlich zu Mute, aber nach und nach gerieten sie unter den verführerischen Einfluss der Melodien des Geigers. Sie wurden von dieser Musik so gefesselt, dass sie, als die Gesellschaft aufbrach, dem Geiger und seiner Gruppe, wie einst die Kinder von Hamlen dem Flötenspieler, nachfolgten. Sie wollten sich der Gesellschaft nicht anschliessen, um mit ihnen in wilder Ehe zu leben, und so rissen sie sich mit aller Gewalt aus dem Bann des Geigers fort und blieben auf offener Strasse stehen.

Mit den Worten,

"Diesem sind wir entflohn, aber wie entfliehn wir uns selbst? Wie meiden wir uns?" 40

stellt Sali sie wieder vor ihr Problem. Sie wussten nicht mehr, wo sie sich hinwenden sollten. Sie mussten sich nun trennen und wollten dies doch nicht tun. Am Tage hatte jeder von ihnen einen Ring für den andern gekauft und nun tauschten sie diese aus. Da wurden sie von tiefer Leidenschaft ergriffen und Sali sprach,

"Es gibt eines für uns, Vrenchen, wir halten Hochzeit zu dieser Stunde und gehn dann aus der Welt - dort im Wasser-dort scheidet uns niemand mehr und wir sind zusammengewesen." 41

Sie bestiegen ein mit Heu beladenes Floss, lösten es ab und trieben darauf stromabwärts. Am frühen Morgen glitten sie zusammen in die kalte Flut.

Keller endet die Novelle mit folgender Zeitungsnotiz;

"zwei junge Leute, Kinder zweier blutarmen zu Grunde gegangenen Familien; welche in unversöhnlicher Feindschaft lebten, hätten im Wasser den Tod gesucht. . . . abermals ein Zeichen von der um sich greifenden Entsittlichung und Verwilderung der Leidenschaften." 42

Marti und Manz legten die Hände an fremdes Gut und dies führte zur völligen Zerstörung ihres Glückes und ihrer Familien. In ähnlicher Weise streckten Sali und Vrenchen ihre Hände aus nach etwas, das ihnen nicht gehörte. Indem Sali sich an Marti verschuldigte, wurde für Sali und Vrenchen

die Pforte des Glückes geschlossen. Sie übten keine Vorsicht, kamen unter den bösen Einfluss des Geigers und gingen daran zu Grunde. Der Tod schien ihnen der einzige Ausweg. Ihre Verbindung konnte nur durch den Tod gesühnt werden.

b) Martin Salander

An diesem Roman, der sich auch mit der Familie und ihren Einflüssen befasst hat Keller sechs Jahre gearbeitet. In einem Brief an Heyse schreibt er,

Ich denke jetzt wieder mehr an mein Romänchen, worin alles im guten und schlimmen Sinn aufwärts strebt. <sup>43</sup>

Einige Tage später schrieb er wiederum:

Es handelt sich allerdings um ein allgemeines Klettern und Klammern an sich, wobei wenigstens einer mit den Seinen in die reinere Luft kommt. <sup>44</sup>

In diesem Roman finden wir drei Familien, Salander, Weidelich und Wohlwend, die alle darnach bestrebt sind, ihre Kinder im rechten Sinne zu erziehen. Obgleich der Dichter die Erziehungsideale einer jeden Familie nicht klar bezeichnet, merken wir doch, dass diese durch das Streben und durch die Erlebnisse einer jeden zum Ausdruck kommen.

Familie Weidelich, die ganz unter dem Einflusse der Mutter steht, strebt nach Ansehen und Besitz. Bei einer Gelegenheit sagt die Mutter,

"Wir sind nicht Volk. Wir sind Leute, die alle das Recht besitzen, emporzukommen! Und alle sind gleich vornehm." <sup>45</sup>

Um vornehm zu erscheinen, liess sich Frau Weidelich von ihren Kindern "Mama" anstatt "Mutter" nennen. Der Vater dagegen wurde nicht "Papa" genannt, denn das könnte bei der örtlichen Behörde als ein Zeichen des Wohlstandes gedeutet werden und eine Erhöhung der Steuer mit sich bringen.

Das Bestreben der Eltern, und besonders der Mutter, lief auf Wohlstand im materiellen Sinne und bemühten sich den Kindern einen Platz in der Gesellschaft zu sichern. Obendrein könnten diese dann eine bessere Schulbildung geniessen. Ihre zwei Buben sollten Advokaten werden und es im Leben gut haben. Wie viele ihresgleichen, bemerkten die Eltern nicht, dass eine gute Schulbildung, obgleich sie von grosser Bedeutung ist, nie die wahre Bildung des Charakters ersetzen kann. Weil die Söhne von der Mutter gründlich verzogen wurden, und sich nicht nach den Wünschen des Vaters an die Arbeit gewöhnten, hielten sie es später in der Schule auch nicht aus. Das eintönige Lernen wurde ihnen überdrüssig, und sie verliessen die Schule, noch ehe sie das Schlussexamen geleistet hatten. Beide fanden Arbeit als Schreiber. Aber auch für diese Wendung des Schicksals hatte die Mutter eine Erklärung. Sie meinte,

"Die Buben sind klüger als wir, . . . die wissen schon, wo sie hinaus müssen! Können sie nicht alles, was man ihnen zu tun gibt? Warum sollen sie sich ihre jungen Köpfe zerbrechen wie die andern Narren?" 46

Als die Söhne sich in Salanders Töchter verliebten, war Mutter Weidelich hoch erfreut. Am allerwichtigsten war es ihr, dass jede Tochter eine halbe Million wert sei. Auf der Hochzeit erfüllte sich das Mass ihrer Freude. Später wurden die Söhne zum grossen Rat gewählt und der Mutter Freude kannte keine Grenzen mehr. Ihre Söhne waren vornehm und reich geworden und sie schrieb all dies natürlich ihrer eigenen Strebsamkeit und Klugheit zu.

Wie gross war dagegen ihre Enttäuschung, als die Söhne fremdes Gut im Amte veruntreuten und auf zwölf Jahre ins Zuchthaus gesteckt wurden. Sie konnte die Schande nicht überleben und starb. Weil sie die wahre Bildung ihrer Söhne unterlassen hatte, missrieten diese. Mutter und Söhne gingen unter, und nur der Vater konnte durch Hilfe von Martin Salander weiter in seiner Wirtschaft bleiben.

Louis Wohlwend, der Vater der andern Familie, ist ein Heuchler und Schurke. Ganz gewissenlos erwirbt er sich das Vertrauen der Menschen und missbraucht es dann, sobald er dazu Gelegenheit findet. Zweimal schon hatte er Familie Salander grossen finanziellen Schaden gebracht. Obgleich Salander in diesem Bezug alle Beweise gesammelt hatte, so hat er Wohlwend doch nicht bei Gericht verklagt. Wir gewinnen den Eindruck, dass Familie Salander sich so viel edler und höher fühlt, dass sie sich mit so einem niederen Wesen nicht verunreinigen wollen. Bildlich zeigt sich dies schon

am Anfange der Geschichte. Salanders machen einen Spaziergang und stossen auf Wohlwend beim Fisch - und Krebsfang. Der Betrüger will noch mit vielen Worten schmeicheln, aber Frau Salander weist ihn sofort zurecht:

"Wohlwend ihr könnt hier nicht mit uns von Euren Sachen reden; das sind unsere Kinder vor denen es sich nicht schickt! Sie sollen dergleichen nicht hören! Bitte lieber Martin, lass uns unseres Weges gehen!"

Dieses sagte Frau Salander, indem sie ihre Hand an des Mannes Arm legte. . . . Sie musste ihre Röcke zusammennehmen um zwischen den herumliegenden Sachen Wohlwends, wozu auch seine Strümpfe und Stiefeln gehörten, durchzukommen, ohne sie zu streifen.<sup>47</sup>

Eine weitere Gefahr drohte von einer andern Seite. Wohlwend hatte im Ausland geheiratet und wohnte nun mit der Frau und einer sehr schönen aber blödsinnigen Schwägerin in der Stadt. Durch diese Schwägerin wollte Wohlwend Salander einen weiteren Schaden zufügen. Salander wäre den Verlockungen, die mehr in seinem Gehirn herumspukten, als dass sie in Wirklichkeit bestanden, beinah unterlegen. Zur rechten Zeit nahm er sich zusammen und gestand seiner Frau alles. Damit war die Geschichte abgetan.

Wohlwend hegte aber noch grössere Pläne. Arnold Salander hatte im Ausland studiert und befand sich nun auf der Heimreise. Der sollte nun mit dem Köder gefangen werden. Arnold war ein wohlgeratener Sohn und durchschaute sofort

den ganzen Plan. Für ihn war die Schwägerin keine Versuchung. Wohlwend versuchte wiederholt, ein Freundschaftsverhältnis mit Familie Salander anzuknüpfen, was ihm nicht gelang. Obgleich Salanders keine Rache übten, verstanden sie es doch, ihn immer wieder abzuweisen, und

So geriet er zuletzt in einen unerträglichen Zustand der Ungewissenheit und verlor gänzlich sein dummes Selbstvertrauen. Er räumte den Platz, um anderwärts das Nichts zu finden das ihm beschieden war. 48

Familie Salander dagegen lebte ruhig weiter. Die Töchter kehrten nach ihrer Irrfahrt der Ehe ins elterliche Haus zurück. Arnold liess sich als Privatgelehrter auch im väterlichen Haus nieder. Er widmete sich seiner weiteren Bildung und half dem Vater etwas im Geschäft.

Ruhig fuhr nun das Schifflein Martin Salanders zwischen Gegenwart und Zukunft dahin, des Sturms wie des Friedens gewärtig, aber stets mit guten Hoffnungen beladen. Manches Stück musste er noch als gefälschte Ware über Bord werfen; allein der Sohn wusste unbemerkt die Lücken so wohl zu verstauen, dass kein Schwanken eintrat und das Fahrzeug widerstandsfähig blieb den bösen Klippen gegenüber, welche bald hier, bald dort am Horizont auftauchen. 48

### c) Frau Regel Amrain

In dieser Novelle sehen wir ein weiteres Beispiel der Erziehung im Heim. Hier ist es die Mutter, die fast unbemerkt die Familie erzieht. Der Vater war im Geschäft bankrott geworden und hatte das Land verlassen. Die Mutter

führte das Geschäft weiter und fand noch Zeit die Knaben zu erziehen. Auch aus dieser Erzählung treten Bildungsideale hervor.

Obgleich Frau Regel Amrain eine handfeste Frau war, so übte sie doch die Erziehung der Kinder mit so grossem Geschick, dass man ihre Eingriffe fast nicht bemerkt. Ihr Einfluss dagegen war sehr gross. Nach einer Begebenheit, bei welcher ihr Jüngster, Fritz, ihr Hilfe kam, fasste sie den Entschluss, sich besonders seiner Erziehung zu widmen. Dabei befolgte sie aber keine vorgeschriebenen pädagogischen Regeln, sondern

Wie sie dies eigentlich anfang und bewirkte, wäre schwer zu sagen, denn sie erzog eigentlich so wenig als möglich und das Werk bestand fast lediglich darin, dass das junge Bäumchen, so vom gleichen Holze mit ihr war, eben in ihrer Nähe wuchs und sich nach ihr richtete. 49

Der ganze Versuch der Erziehung ging dahin hinaus,

. . . , dass sie das Söhnchen ohne Empfindsamkeit merken liess, wie sehr sie es liebte, und dadurch dessen Bedürfnis, ihr immer zu gefallen, erweckte und so erreichte, dass es bei jeder Gelegenheit an sie dachte. 50

Auf Essen, Kleidung und sonstige leibliche Bedürfnisse legte sie kein grosses Gewicht, um nicht, wie es bei vielen erscheint, ein über natürliches Verlangen danach zu erwecken. Geld wurde auch als etwas Nebensächliches behandelt. Machte Fritz eine Dummheit, so behandelte sie die nicht als ein

Kriminalverbrechen, sondern zeigte ihm nur die Lächerlichkeit der Tat. Entwand er einmal etwas, so wurde das nicht zu einer Katastrophe erweitert. Dagegen behandelte sie ihn sehr streng, wenn er sich in Worten oder Gebärden unedel betrug. Lügen wurden nicht gerügt, weil sie an und für sich unrecht waren, sondern weil man dadurch oft der Verantwortung für das Geschehene aus dem Wege gehe, oder weil man sich sogar durch Lügen gewisse Eigenschaften, die man nicht besitzt, beilegen will. Besonders strafte sie Fritz, wenn sie bemerkte, dass er beim Spiel log, um Vorteile zu gewinnen.

Bei all dieser Erziehung machte sie aber keinen grossen Aufwand mit Worten, denn

Diese ganze Erzieherei kostete indessen kaum so viel Worte als hier gebraucht werden, um sie zu schildern, und sie beruhte allerdings mehr im Charakter der Frau Amrain als in einem vorbedachten oder gar angelegenen System. 51

Die ganze Kraft der Erziehung des Knaben lag in der Liebe der Mutter,

Sollte man fragen, wo denn bei dieser leichten Art und Mühelosigkeit ihre besondere Treue und ihr Vorsatz bestand, so wäre zu antworten: lediglich in der zugewandten Liebe, mit welcher sich das Wesen ihrer Person dem seinigen einprägte und sie ihre Instinkte die seinigen werden liess. 52

Als Fritz älter wurde, genügte das Beispiel der Mutter nicht mehr, und sie musste mit der Tat eingreifen. Als

Fritz einmal, zwar nach dem Beispiel der Seldwyler, als Frau verkleidet zu einer Hochzeit ging, fand die Mutter es notwendig, ihn nach Hause zu holen. Sie witterte hier eine grosse Gefahr für ihren Sohn von Seiten der Seldwyler Frauen. Aus einigen Worten, die die Mutter ihm sagte, und aus ihrem darauf folgenden Benehmen, merkte Fritz, dass sein eigenes Benehmen nicht angebracht gewesen war.

Bei der Frage der Heirat des Sohnes griff die Mutter auch helfend ein.

Die Zärtlichkeit, mit welcher die Mutter ihm solche Ideen beigebracht, gab seinen Wünschen eine innigere und edelere Richtung, und er fühlte sich wohlgeborgen, da man es so gut mit ihm meine. 53

Als Fritz anfing, sich für die Politik des Landes zu interessieren, und sich auch daran beteiligte, merkte die Mutter, dass ihr Sohn grosse Neigung zum Schwatzen hatte. Nur einmal griff sie hier scharf ein und nannte ihn einen Schwätzer und Kannegiesser. Das genügte Fritz,

Er ging hinaus, und indem er über dies wunderliche Ereignis nachgrübelte, fing er an sich zu schämen, so dass er . . . von Stund an geheilt war und seine Politik mit weniger Worten und mehr Gedanken abzumachen sich gewöhnte. 54

Die Jugend, mit ihren hohen Idealen, hat ein Bedürfnis, diese in die Tat umzusetzen, und Fritz machte darin keine Ausnahme. Aber auch dabei musste die Mutter etwas mitsteuern. Die freiheitliebenden Seldwyler beteiligten sich

recht gern an allem Freischarwesen, wenn es galt, irgendwo für die Freiheit zu kämpfen. Gewöhnlich kamen sie zu spät oder trafen sogar am falschen Platz ein, aber es hiess doch immer, sie seien doch dabei gewesen. So geschah es, dass Fritz, mit dem Gewehr in der Hand, ausrückte. Obgleich dies der Mutter nicht gefiel,

So liess sie ihn auch gehen ohne Einwendung, da es ihr widerstand, den hübschen jungen Burschen von solcher ersten Mutesäusserung abzuhalten, ehe die Zeit und die Erfahrung ihn selber belehrt. 55

Am andern Morgen kam er zurück, legte sich eine Stunde schlafen, und ging dann schweigend seinen Geschäften nach. Die Mutter war nun zufrieden, denn sie fühlte, er habe seine Lektion gelernt.

. . . da ward sie in ihrem Herzen froh und dachte, dieser merke von selber, was die Glocke geschlagen. 56

Nach etwa sechs Monaten bekam Fritz eine ähnliche Gelegenheit. Frau Regel war aber sicher, dass ihr Fritz diesmal nicht mitmachen würde. Sie hatte sich aber getäuscht, denn er ging doch. Mit den Worten, "Diesmal wollen wir die Sache anders angreifen", nahm er von der Mutter. Abschied. Gerne hätte sie ihn aufgehalten, aber andererseits freute sie sich über seine Entschlossenheit.

Dieses Mal gelang der Zug nicht und Fritz geriet in Gefangenschaft. Als die ersten Nachrichten kamen, wurde

der Mutter etwas bange. Als aber allerlei übertriebene Berichte von Misshandlungen eintrafen, wurde sie ganz ruhig. Es kam bald ein Brief von Fritz mit der Bitte um Geld, gegen welches er entlassen werden würde.

Die Mutter sammelte das Geld, machte sich fertig und reiste zur Stadt zu ihrem Sohne. Dort erfuhr sie, dass bald eine Amnestie erklärt werden sollte und alle Gefangenen befreit werden würden. Fritz wurde tatsächlich nach zwei Tagen losgelassen, und Mutter und Sohn reisten mit dem ersparten Geld nach Hause. Auf seine Frage, ob sie ihn absichtlich habe im Kerker gelassen, lächelte sie nur zur Antwort.

Er sagte aber kein Wort mehr, und es zeigte sich von nun an, dass er in dem Gefängnis in der Tat etwas gelernt habe. 57

## KAPITEL III

### BERUFSWAHL

#### Heinrich versucht sich im Malen

Seit seiner Entlassung aus der Schule hatte Heinrich sich die Zeit mit Malen vertrieben. Die Stille in der Natur machte einen fried samen Eindruck auf ihn, und das emsige Schaffen beim Malen im Freien bewirkte eine innere Ruhe in seiner Seele. Durch diese Arbeit kam er zu dem Entschluss, Maler zu werden.

Sein erster Besuch beim alten Schullehrer am See war auch in dieser Hinsicht für ihn von Bedeutung, denn er erhielt hier einen Wink, der ihm in seiner Entscheidung half. Schon der Anblick des Hauses und der ganzen Gegend machte einen friedlichen Eindruck auf den innerlich verstörten Knaben und die Reden des Alten übten einen segensreichen Einfluss auf Heinrich aus. Ungewollt kamen sie im Gespräch auf Heinrichs Entlassung aus der Schule. Heinrich erzählte das Erlebnis, und daraufhin erteilte der erfahrene Meister ihm einen guten Rat. Er war der Meinung, dass diese Erfahrung sich noch gut auswirken würde. Ja, er meinte sogar, dass Gott sich seiner in besonderer Weise angenommen habe, und riet ihm nun, sich ernstlich mit der Wahl eines Berufes zu beschäftigen.

Diese Reden gefielen mir ausgezeichnet wohl; obgleich ich den ernstesten moralischen

Sinn derselben nicht sonderlich fasste,  
 so ergriff ich doch den Gedanken an eine  
 höhere Bestimmung und Leitung Gottes  
 höchst lebendig und dünkte mich glücklich,  
 mich unter dem besonderen Schutz Gottes  
 in meinen Neigungen zu wissen; 58

Heinrich fasste nach dieser Ausprache den Mut und erzählte dem Lehrer, er wollte Maler werden. Dieser konnte es jedoch schwer erkennen, wie man als Maler wirklich Gott dienen könne. Als Heinrich weiter erklärte, er wolle Landschaftsmaler werden, gab der Alte sich zu frieden. Er meinte,

Warum sollte dies nicht ein edler und  
 schöner Beruf sein, immer und allein  
 vor den Werken Gottes zu sitzen . . .  
 dass man sie in ihrem Frieden wieder-  
 zugeben versucht. 59

Am Schlusse des Tages war Heinrich ganz froh, denn er fühlte, er habe heute,

. . . einen grossen mächtigen Kunstgönner,  
 der unsichtbar über der dämmernden Welt  
 hauste (erworben). 60

Bald nachdem er sich im Dorfe etwas eingelebt hatte, begann er seine Kunstversuche. In wenigen Tagen nannte man ihn schon "Maler" und behandelten ihn als eine besondere Person. In der bestaubten Bibliothek seines Onkels fand er ein altes Gessnerisches Werk über Kunst und Malerei. Als unerfahrener Leser merkte er nicht, dass die enthaltenen Ideen sich schon längst überlebt hatten. Er las das kleine Büchlein ganz durch und erwärmte sich besonders für einige Gedanken sehr.

Es war in dem Weiklein viel von Genie und eigener Bahn und solchen Dingen die Rede, von Leichtsinn, Drangsal und endlicher Verklärung, Ruhm, und Glück. Ich schlug es still zu, dachte zwar nicht sehr tief, war jedoch, wenn auch nicht klar bewusst, für die Bande gewonnen. 61

Ohne zu säumen nahm er die Gelegenheit wahr und wollte sein Genie erproben. Im Walde machte er grosse Anstrengung, einen Buchbaum zu malen. Das Ergebnis war aber nur ein jämmerliches Zerrbild. Der Tag neigte sich, und der Baum verschwand im Schatten des Waldes.

Ich sah nichts mehr als eine grüne Wirrnis und das Spottbild auf meinen Knien. Ich zerriss dasselbe, und so hochmütig und anspruchsvoll ich in den Wald gekommen, so kleinlaut und gedemütigt war ich nun. Ich fühlte mich abgewiesen und hinausgeworfen aus dem Tempel meiner jugendlichen Hoffnung; der tröstende Inhalt des Lebens, den ich gefunden zu haben wähnte, entschwand meinem inneren Blick. 62

Nun dachte Heinrich wieder an Gott. Er bat ihn inniglich, doch um der Mutter willen helfend einzugreifen, und siehe, da fand er gleich darauf eine kleine Esche, die in ihrer Einfachheit ihn so beeindruckte, dass er sich setzte und sie mit viel Mühe malte.

Es war kein Meisterwerk, das er abends seinen Verwandten vorlegte. Einige lächelten und andere lachten sogar, als er es zeigte. Nur der Onkel betrachtete es sorgfältig und riet ihm, die Bäume weiter sorgfältig zu studieren und dann zu malen. Er versprach auch, dass er weiterhin ihn im

Walde begleiten und bei den Beobachtungen Anleitung geben wolle. Durch diesen ersten Versuch hatte Heinrich erfahren, dass Genie allein nicht genügte, um Maler zu werden. Was er aber sonst tun müsste, das war und blieb ihm noch länger unklar.

Er entschloss sich dennoch in allem Ernst für den Malerberuf und berichtete der Mutter dies in einem Brief. Die Mutter wusste sich hierbei nicht zu helfen und suchte bei dem ehemaligen Bekannten ihres verstorbenen Mannes Rat. Diese Freunde waren alle biedere Handwerker oder Fabrikanten, und deshalb rieten sie einstimmig vom Malerberuf ab und empfahlen ihren eigenen oder einen ähnlichen Beruf. Ein älterer Herr meinte, sie solle die Einfälle des Sohnes als kindische Träumerei ansehen, und ihn in andere Bahnen lenken. Er versprach sogar, dass er den Knaben als Schreiber in seinem Geschäft aufnehmen würde.

Dies berichtete die Mutter Heinrich im nächsten Brief und bat ihn, er solle die entgeltige Entscheidung noch etwas hinaus\_schieben und sich einen Beruf mit einer gesicherteren Zukunft wählen. Andererseits wollte sie ihn aber nicht zu sehr beeinflussen, denn

Mich gewaltsam zu einem mir widerstrebenden Lebensberufe zu bestimmen, davon sei keine Rede, da sie hierüber die Grundsätze des Vaters genugsam kenne und es ihre einzige Aufgabe wäre annähernd so zu verfahren, wie er getan haben würde. 63

## Zwei Meister - Habersaat und Römer

Zu Hause angelangt bedachte Heinrich seine Berufswahl noch einmal und entschloss sich dazu, dass er dem Malerberufe entsagen und Schreiber werden wollte. Da geriet er eines Tages, wie von ungefähr, in eine Kunstausstellung, die so einen grossen Eindruck auf ihn machte, dass er zu Hause jammerierte, er habe seinen gewünschten Beruf aufgeben müssen. Dadurch wurde die Mutter so gerührt, dass sie sich zu einem weiteren Rundgang aufmachte, um ihn doch irgendwo als Malerlehrling unterzubringen.

Glücklicherweise fand sie auch einen Mann, Namens Habersaat, der als Maler, Kupferstecher, Lithograph und Drucker ein Geschäft<sup>be</sup>trieb. Hier durfte Heinrich für eine bestimmte Entschädigung in die Lehre treten. Im selben Betrieb waren noch etwa ein Dutzend andere Knaben angestellt, die sich auf vier Jahre zum Lernen und Arbeiten verpflichtet hatten. Ihnen wurde eigentlich nur so viel beigebracht, wie man im Geschäft für notwendig befand. Habersaat war aber kein rechter Künstler. In kurzer Zeit konnte Heinrich dem Meister alles nachmachen. Vom Erlernen der wahren Kunst fand sich hier keine Spur.

Zu dieser Zeit las Heinrich zum erstenmal einen Roman von Jean Paul, der ihn sehr beeindruckte.

In demselben schien mir plötzlich alles tröstend und erfüllend ent-

gegenzutreten, was ich bisher gewollt  
und gesucht, oder unruhig und dunkel  
empfunden. 64

Mit grossem Eifer ergab er sich nun dem Lesen dieser Werke. Etwa sechsunddreissig Bände verschlang er in dem Winter, wodurch er in eine Verfassung geriet, die ihn ganz von der Wirklichkeit entfernte. Er vernachlässigte seine Arbeit, las die Nacht hindurch und schlief dann lange am Morgen.

Wenn ich dann erwachte und endlich an die Arbeit ging, war ich von einem Geiste träumerischer Willkür und Schrankenlosigkeit besessen, der noch bedenklicher war als die früheren Auflehnungen. 65

Im Frühling begann Heinrich ein weiteres Stadium seiner Ausbildung. Er wurde hinausgeschickt und sollte in der freien Natur malen. Da Meister Habersaat aber die Natur nicht kannte und alles nur von seiner Stubenkunst aus beurteilte, merkte er gar nicht auf die Fehler, die Heinrich machte. Heinrich beurteilte vieles nur von dem Standpunkte aus, was er im Winter aus Jean Pauls Werkengelesen hatte und traf somit auch nicht das Rechte. Er ahnte wohl in manchen Fällen, dass seine Kunst nicht naturgerecht sei, aber er entschuldigte sich damit, dass er meinte, die Natur könnte doch zufällig so sein, wie er sie aufs Papier brachte.

Weil Meister Habersaat das Sonderbare und Krankhafte in der Natur mit dem Malerischen verwechselte, ermunterte er seinen Zögling dazu, er solle immer wieder solches aufsuchen und malen. Der Meister hatte besonderen Gefallen

an zerrissenen Weidenstrünken, verwitterten Bäumen und abenteuerlichen Felsengespenstern mit bunten Farben der Fäulnis und des Zerfalles. Weil solches in der Natur aber nur selten zu finden ist, Heinrichs Phantasie aber sehr rege war, erdachte er sich allerlei Motive dem Wunsche seines Meisters gemäss. Bei diesen wunderlichen Landschaftsstudien erfand er noch viele wunderliche Menschen, die er hinzufügte. Obgleich der Meister manchesmal darüber verdächtig wurde, liess er den Schüler seines Weges gehen, denn er wollte nicht den Ränken des Knaben nachspüren und ihn dabei ertappen. Er hatte auch nicht das nötige Wissen, um dem Lehrling zu helfen. In diesem Zusammenhang bemerkt Keller,

Diese beiden Vermögen bilden ja das Geheimnis aller Erziehung; unverwischte lebendige Jugendlichkeit, welche allein die Jugend kennt und durchdringt, und die sichere Überlegenheit der Person in allen Fällen. Eines kann oft das andere zur Notdurft ersetzen, wo aber beide fehlen, da ist die Jugend eine verschlossene Muschel in der Hand des Lehrers, die er nur durch Zertrümmung öffnen kann. <sup>66</sup>

Im Sommer reiste Heinrich wieder zu seinen Verwandten ins Dorf. Er nahm seine Zeichnungen mit, welche man dort mit ziemlicher Ehrfurcht und einiger Kritik ansah. Der Onkel, als guter Kenner der Natur, schüttelte darüber den Kopf. Als Land- und Forstmann fand er, trotz aller Unkenntnis in Kunstsachen, den Fehler schnell und leicht

heraus. Er wollte Heinrich helfen, und darum liess er ihn Haus, Hof, Garten und Bäume malen. Er machte Heinrich auf alle ihre Eigentümlichkeiten aufmerksam und erinnerte ihn, dass er alles genau beobachten sollte. Mit neuem Mut machte Heinrich sich an die Arbeit, und

Ich lernte die aufrichtige Arbeit und Mühe wieder kennen, und indem darüber eine Arbeit entstand, die mich in ihrer anspruchlosen Durchgeführtheit selbst unendlich mehr befriedigte als die markt-schreierischen Produkte der jüngsten Zeit, erwarb ich mir mit saurer Mühe den Sinn des Schlichten, des Wahren. <sup>67</sup>

Im nächsten Winter verliess er Meister Habersaat und richtete sich eine Werkstatt im eigenen Hause ein. Hier besuchten ihn manche seiner früheren Schulkameraden, die ihm allerlei aus ihrem Studium mitteilten. Dies berührte ihn sehr schmerzlich, denn durch diese Besuche erkannte er nur zu gut, was er durch den Ausstoss aus der Schule vermisste. Andererseits lernte er durch seine Freunde manch ein gutes Buch kennen, welches er dann zu seiner Selbstbildung las. Er übte sich auch im Schreiben hochtrabender Aufsätze und begeisterter Schilderungen, und fühlte sich von einem regen, wenn auch nicht sehr geordneten Schaffen ergriffen.

So glich meine Zelle dem Küchenwinkel eines Alchymisten, auf dessen Herd ein ringendes Leben gebraut wird. Das Anmutige und Gesunde und das Verzerrte und Sonderbare, Hass und Willkür brodelten durcheinander und mischten sich oder schieden sich in Lichtblicken aus. <sup>68</sup>

Im Frühling las er während vierzig Tage Goethes Werke. Hier fand er neue Richtlinien für seine Arbeit. Fortan wollte er die Natur als Ganzes betrachten und auch so darstellen. Jeder Strich, den er von nun an malte, sollte einen Zweck haben. Beim ersten Versuch erlitt er aber ein Fiasko. Er hatte weder das Vermögen, seinen Entschluss auszuführen, noch einen Lehrer, der ihm in dieser Arbeit Anleitung geben konnte. Sein erster Versuch wurde wiederum nur ein trübseliges Gekritzeln. Als sich diese Erfahrung am nächsten Tag wiederholte, geriet Heinrich an den Rand der Verzweiflung. Da dachte er an Gott, und so wie er es in der Vergangenheit gemacht hatte, so bat er nun wieder um Hilfe. Er wollte aus seiner Klemme heraus und auf wunderbare Weise wurde sein Gebet erhört.

Ein wahrer Künstler, namens Römer, bemerkte ihn bei der Arbeit und nahm sich seiner an. Gleich bei der ersten Unterhaltung sah Heinrich, dass der Mann etwas vom Malen verstand. Römer betrachtete Heinrichs Arbeiten und zeigte ihm gleich, worin seine Fehler bestanden. Es entwickelte sich zwischen ihnen eine Freundschaft und so machten sie öfters zusammen Spaziergänge im Freien. Bei solchen Gelegenheiten machte Römer ihn auf manche verschiedene und doch so einfache Erscheinungen aus der Natur aufmerksam. Heinrich gewöhnte sich auch bald,

. . . die ganze landschaftliche Natur nicht mehr als etwas rund in sich Bestehendes, sondern nur als ein gemaltes Bilder - und Studienkabinett, als etwas bloss vom richtigen Standpunkte aus Sichtbares zu betrachten und in technischen Ausdrücken zu beurteilen. 69

Gelegentlich sahen sie sich auch Römers Arbeiten an und darin eröffnete sich für Heinrich eine neue Welt. Jedes zeigte eine bestimmte Kraft und Klarheit, und jeder Strich bewies, dass all die Studien unmittelbar aus der lebendigen Natur gemacht waren.

Begeistert erzählte Heinrich nun seiner Mutter von seinen Erfahrungen. Für sie war es wichtig, dass Römer zu seiner Zeit auch bei Habersaat in der Lehre gewesen war. Die siebzehn Jahre, die Römer in Italien zum Studium verbracht hatte, machten keinen zu grossen Eindruck auf die Mutter. Bei ihr fand sich sogar Misstrauen über den Mann und seine Kunst ein. Für Heinrich gab es so etwas gar nicht, denn er war <sup>sich</sup> ~~dessen~~ ganz sicher, dass dieser Mann ein Künstler war. Obendrein war Römer noch als Antwort auf sein Gebet in sein Leben getreten.

Das Freundschaftsverhältnis wuchs und eines Tages erbot sich Römer, seinen jungen Freund, gegen Bezahlung, in der Kunst zu unterrichten. Die Mutter konnte sich nicht so schnell dazu finden, erlaubte aber, dass Heinrich den Rest seiner Ersparnisse zu diesem Zweck verwendete.

Für Heinrich wurde nun in Römers Arbeitszimmer ein

Platz eingeräumt und der Unterricht begann. Römer war streng und ironisch in seinem Tadel. Heinrich nahm sich sehr zusammen und arbeitete nach Vermögen.

So lernte ich endlich die wahre Arbeit und die Mühe kennen, ohne dass sie mir lästig wurde, da sie in sich selbst den Lohn der immer neuen Erholung und Verjüngung trägt und ich sah mich in den Stand gesetzt, eine grössere Studie . . . vornehmen zu dürfen.<sup>70</sup>

Als Heinrich später in der freien Natur malte, begleitete Römer ihn, überwachte die Arbeit und malte selbst mit. Diesem Meister konnte Heinrich aber keinen Streich spielen, wie er es seiner Zeit bei Habersaat getan hatte. Römer kannte die Natur und merkte sehr bald, ob ein Strich naturgetreu sei oder nicht. Heinrichs Einwendung, dass ein Ast am Ende doch so oder so gewachsen sei, wurde mit den folgenden Worten erwidert,

"Lassen Sie gut sein! Die Natur ist vernünftig und zuverlässig; übrigens kennen wir solche Feinheiten wohl! Sie sind nicht der erste Hexenmeister, welcher der Natur und seinem Lehrer ein X für ein U machen will."<sup>71</sup>

Römers Abschied machte einen tiefen Eindruck auf Heinrichs Leben. Der Schüler hatte bemerkt, ohne es wirklich zu erkennen, dass Römer geisteskrank war. Eines Tages wollte Römer nach Paris reisen, und dort, wie er sagte, wichtige Angelegenheiten in der Weltpolitik regeln. Heinrich verlangte die Zurückerstattung eines Teiles seines Geldes.

Später erfuhr er, dass Römer in Paris in einem Irrenhaus untergetaucht sei. An diesem schweren Schicksal fühlte er sich mitschuldig.

### In der Kunststadt

Heinrich wollte die Heimat verlassen und im Norden in einer deutschen Stadt Kunst studieren. Da weder er noch seine Mutter die nötigen Einnahmen zur Bezahlung der Unkosten des Studiums besaßen, entschlossen sie sich zum Verkauf eines kleinen Erbgutes, welches Heinrich noch hatte. Weil Heinrich noch unmündig war, musste man zuallererst das örtliche Waisenamt für den Plan gewinnen. Die Mitglieder dieses Rates waren alle biedere Bauern, denen es nicht einleuchten wollte, wie man ein Erbgut verkaufen und den Erlös ohne weiteres im Erlernen der Kunst verbrauchen konnte. Auf Anraten des Onkels gewährten sie die Bitte, und Heinrich erlangte die gewünschten Mittel.

Da Heinrich ohne jegliche Empfehlung in der Kunststadt anlangte, so fand er hier keinen Anschluss bei irgend einem Meister. Somit blieb er an der äussersten Grenze stehen und konnte nicht in den Tempel der Kunst eindringen.

Er hatte aber doch Glück, indem er sich zwei gute Freunde erwarb. Beide waren Maler aber nicht aus ganzem Herzen. Der eine hiess Erickson, war ein Deutscher und stammte aus

einer Handelsfamilie. Er hatte es bis zu einem gewissen Grad in der Kunst gebracht, aber der Beruf befriedigte nicht sein Herz. Schon wollte er alles aufgeben, in die Heimat reisen und das Familiengeschäft aufnehmen, als ihn die Nachricht von dessen Ruin erreichte. Er blieb in der Fremde und widmete sich weiter halbherzig der Kunst. Er schuf manches schöne Bild, aber er malte nur so oft, wie er die Mittel zum Leben brauchte.

Der andere Freund war ein sehr reicher Holländer, namens Lys. Seine Eltern waren gestorben, er wohnte in seinem schönen Quartier und widmete sich der Kunst. Er war aber nicht vom Ertrag seiner Arbeit abhängig. Er war ein begabter Künstler, arbeitete auch recht fleissig, interessierte sich mehr für junge Damen als fürs Malen. Da sein Herz nicht in der Arbeit war, gab er sie auf, zog in seine Heimat und suchte dort im Staatswesen eine Arbeit.

Gelegentlich besahen sich diese beiden Freunde Heinrichs Arbeiten. Sie merkten gleich, dass ihm die nötige Vorbildung in der Kunst des Malens fehlte. Andererseits aber sahen sie, dass er eine Begabung zur Kunst hatte. Heinrich hatte wieder einmal ein Motiv ersonnen und versuchte es auf Papier zu bringen. Es war eine Studie aus der Natur mit allerlei erdachten Veränderungen. Lys durchschaute die Arbeit beim ersten Anblick und gab Heinrich mit folgenden Worten eine Auseinandersetzung über die

### Arbeit in der Kunst:

Sie wollen sich nicht auf die Natur sondern allein auf den Geist verlassen, weil der Geist Wunder tut und nicht arbeitet! Der Spiritualismus ist diejenige Arbeitsscheu, welche aus Mangel an Einsicht und Gleichgewicht der Erfahrung hervorgeht und den Fleiss des wirklichen Lebens durch Wundertätigkeit ersetzen, . . . Das Herausspinnen einer fingierten künstlichen, allegorischen Welt aus der Erfindungskraft, mit Umgehen der guten Natur ist eben nichts anders als jene Arbeitsscheu. 72

Heinrich wehrte sich gegen die Beschuldigung, dass er arbeitsscheu sei. Lys gab zu, dass er wohl arbeite, aber seine Arbeit nie beenden würde. Er behauptete, es gäbe überhaupt nicht solche Sachen, wie Heinrich sie aus der Natur malen wollte und andererseits sei er auch nicht im Stande, ein Bild, wie er es sich dachte, auszuführen. Darin hatte Lys recht, denn Heinrich hatte es noch nicht genügend erlernt, die Natur zu beobachten. Zugleich lief seine Phantasie immer mit ihm davon und verdarb dadurch manch ein schönes Motiv. Wäre er länger bei Römer oder bei einem andern Meister geblieben, so stünde es vielleicht besser um ihn. Andererseits aber kam es immer mehr zurVorschein, dass er eine doppelte Begabung besass, und dass er sich dafür würde entscheiden müssen, welcher er nachgehen wollte. Die rege Phantasie kündete den werdenden Dichter an.

Nach einem Jahr trennten sich die Wege der Freunde. Lys und Erikson wandten sich der Heimat zu, und Heinrich

machte Fortsetzung in der Arbeit. Es war aber kein richtiges Arbeiten. Er geriet in eine tiefe Zerstreung und strichelte gedankenlos dahin. So arbeitete er nun Tag für Tag mit eingeschlummerter Seele. Seine Arbeit sah wie ein ungeheueres Spinnennetz aus. Wohl zeugte es von viel Mühe und Arbeit, aber das Endergebnis war ein grosses Nichts.

Da besuchte ihn Erikson zum letzten Mal. Zuerst lobte er die Arbeit mit vielen Worten, dann aber nahm er Heinrich beiseite und sagte,

Was soll das Gekritzel? Frisch, halte dich oben, mache dich heraus aus dem verfluchten Garne! Da ist wenigstens ein Loch! 73

Damit stiess er mit seiner Faust durchs Papier und zerriss das ganze Werk. Heinrich reichte ihm still die Hand und bekundete damit, dass er mit des Freundes Urteil einverstanden war. Als Erikson ihn verliess, blieb Heinrich wieder allein und stand gleichsam am Ende einer Sackgasse.

Da fielen Heinrichs Augen auf eine Gipsfigur, die neben seiner Türe stand. Es war dies eine wohlgeratene Form eines borghesischen Fechters, die schon viele Jahre in der Stube gestanden hatte. Nun schaute er diese einmal aufmerksam an. Dabei wurde ihm klar, dass der Körper zwar aus kleinen Teilen bestand, jedes Glied jedoch sehr genau und bestimmt geformt war und somit zum Gesamteindruck des Ganzen beitrug. Hier sah er die Ähnlichkeit zwischen Natur und Mensch.

Will man die Natur malen, so muss man auf all die kleinen Einzelheiten achten, als ob man einen Menschen malt und auf all die einzelnen Gelenke achte.

Gleich versuchte er, den Fechter nach seiner neuen Erkenntnis zu malen, und der Versuch gelang ihm lediglich. Als er aber einen Schritt weiter gehen und ihn in ruhender Stellung malen wollte, da konnte er es nicht. Es fehlte ihm die Fertigkeit wie er sein neugewonnenes Wissen wirklich zur Anwendung bringen sollte. Geschlagen legte er seinen Stift beiseite

In tiefer Trauer sass er da und dachte über sein Leben nach. Es war ihm klar geworden, dass er nicht die nötige Vorbereitung zum Malerberufe hatte. Mit tiefem Schmerz dachte er an den frühen Verlust seines Vaters. Er wusste, dass seine Abfahrt zur Kunststadt verfrüht gewesen sei und wurde sich klar, dass sein Vater diese nie zugelassen hätte, ehe er mehr Bildung und Erfahrung gesammelt hätte.

. . . es begann mir jetzt doch unerwartet die Einsicht aufzugehen, das Ringen mit einem streng bedächtigen Vater, der über die Schwelle des Hauses hinauszublicken vermag, sei ein besseres Stahlbad für die jugendliche Werdekraft als unbewährte Mutterliebe. Zum ersten Male meines Erinnerens ward ich dieses Gefühles der Vaterlosigkeit deutlicher inne, <sup>74</sup>

Heinrich dachte nun an seinen Vater, und er dachte darüber nach, was der wohl in seinem Falle geraten hätte.

Da erinnerte er sich eines Traumes, den seine Mutter einst gehabt hatte. Im Traume sah sie den Vater auf einem Landweg gehen. Als er in ihre Nähe kam, blieb er stehen, wischte sich den Schweiss von der Stirne und sagte, "Es ist weit, weit zu gehen".

Diese Worte des Vaters gaben ihm nun die Richtung für sein weiteres Streben an.

Ich sah den Mann selbst dahinschreiten und mir zuwinken, und als das Bild sich allmählich von der Tafel der Erinnerung löste und verschwand, sagte ich mir entschlossen: Was kann es helfen! Du darfst nicht länger säumen und musst die fehlende Kenntniss nachholen. 75

Zu allererst wollte er den menschlichen Körper besser zeichnen lernen, und so entschied er sich zum Studium der Anatomie. Er borgte sich Bücher von einem Freunde, der Medizin studierte, und besuchte auch die Vorlesungen eines berühmten Professors an der Universität. Leider vergass er bald den Zweck seines Studiums, wurde aber von neuen Erfahrungen mitgerissen. Er wurde von der Zweckmässigkeit eines jeden Gliedes des Körpers überwältigt. Für ihn war dies ein Beweis des Daseins und der Weisheit Gottes und gerne hätte er dieses Wissen irgendwo und irgendwie angewandt. In seinem Denken nahmen all diese Dinge auch eine phantastische Gestalt an, welches wiederum das genaue Erkennen des Einzelnen gefährdete. So verloren sich seine neu erworbenen Kenntnisse langsam im Grau, ebenso wie seine

Malerei mit einem Gekritzeln geendet hatte.

Nach und nach gab er das Studium der Anatomie auf und begab sich in die Hörsäle, wo Vorlesungen über das Gesetz und die Rechte gehalten wurden. Er verhielt sich nun wie ein Herrensohn, der überall da auftaucht, wo etwas zu hören ist, aber vom tüchtigen Schaffen konnte nicht die Rede sein.

#### Abschied vom Malerberuf

Als Heinrichs Ersparnisse aufgebraucht waren, und auch alles verzehrt war, was die Mutter geschickt hatte, geriet er in einen Tiefstand seines Lebens, wie er ihn so bisher noch nie erfahren hatte. Da er sich immer unter Studenten bewegte, hatte er unter den Malern seine früheren Freunde verloren. So büsste er erst den äusseren, dann den inneren Habitus eines Kunstjägers ein. Die Pflicht spornte ihn wohl dazu an, mit den Händen tätig zu sein, aber seine Gedanken blieben ständigen Abschweifungen ausgesetzt.

. . . das langsame, kaum mehr von Hoffnung beseelte Hervorbringen eines einzigen Gedankens durch die Hände schien voll unnützer Mühsal zu sein, wenn in der gleichen Zeit tausend Vorstellungen auf den Flügeln des unsichtbaren Wortes vorüberzogen . . . So drehte ich mich gleich einem Schatten umher, der durch zwei verschiedene Lichtquellen doppelte Umrisse und einen verfließenden Kern erhält.<sup>76</sup>

Für Heinrich setzte eine schwere Zeit ein. Sein Geld war verbraucht, mit seinem Malen war es nichts mehr und er

fang an zu hungern. Drei Tage verlebte er ohne Essen. In seiner Not dachte er an seine Mutter und somit auch unwillkürlich an den lieben Gott. Seit der Zeit, als er Römer als Antwort seines Gebetes getroffen hatte, hatte er nicht mehr gebetet. Nun formte sich in seinem Geiste ein Gebet, das ohne Worte zum Himmel empor stieg. Wiederum erhielt er sofort eine Antwort.

Sein Auge fiel auf seine Flöte, und da er sie nicht mehr spielte, entschloss er sich dazu, sie zu verkaufen. Er reinigte sie und trug sie zu einem Trödler. Der Alte war etwas misstrauisch und bat ihn, er möge doch etwas vorspielen. Heinrich spielte ihm das erste Lied, das ihm in den Sinn kam,

Und ob die Wolke sich verhülle  
Die Sonne bleibt am Himmelzelt.  
Es waltet dort ein heil'ger Wille,  
Nicht blindem Zufall dient die Welt. 77

So hatte er es tatsächlich erlebt. Er erhielt etwas Geld für die Flöte und war somit auf kurze Dauer der Not enthoben. Inzwischen machte er sich über die Erhöhung seines Gebetes Gedanken. Er erklärte sich den Vorgang etwa so,

. . . dass die anerbte Gewohnheit des Gebetes an der Stelle einer energischen Zusammenfassung der Gedankenkräfte getreten sei, durch die damit verbundene Herzens-erleichterung jene Kräfte frei und sie fähig gemacht habe, das einfache Rettungsmittel, das bereit lag, zu erkennen oder

ein solches zu suchen; dass aber eben dieser Prozess göttlicher Natur sei und Gott in diesem Sinne ein für allemal die Appellation des Gebets den Menschen delegiert habe, ohne im einzelnen Fall einzugreifen, auch ohne sich für den jedesmal unbedingten Erfolg zu verbürgen. Vielmehr habe er die Anordnung getroffen, (dass) . . . Selbst-Vertrauen und Tatkraft, . . . Gebetskraft haben und vom Erfolge gesegnet sein sollen. 78

Später im Leben war er froh, dass er dieses Erlebnis hatte. Er lachte nicht über sein Gebet, über seinen Glauben, noch über die pedantische Erklärung, die er sich darüber gegeben, denn

Leiden, Irrtum und Widerstandskraft erhalten das Leben lebendig, wie mich dünkt. 79

Nach und nach verkaufte er dem Trödler alle seine Bilder und sonstigen Sachen, die er besass, und erhielt sich so etwa ein halbes Jahr am Leben, ohne etwas Besonderes zu schaffen. Als alles verkauft und verbraucht war, trat er beim Händler in den Dienst, wo seine Arbeit im Färben und Bemalen von Fahnenstangen bestand. Hier lernte er das Geheimnis der Arbeit kennen. Es war die niedrigste Stufe der Arbeit, aber er hatte Freude daran, zumal er darin Erfolg hatte und sich auch von deren Ertrag ernährte.

Nach Beendigung der Arbeit wurde er bei der Gelegenheit eines Festes mit Hulda, einem Schneidermädchen, bekannt. Nur siebzehn Jahre alt, hatte sie sich schon seit dem zwölften Lebensjahr, durch schwere Arbeit selbst ernährt. Sie hatte Schweres und auch Heiteres erlebt und war dabei froh und

zufrieden geblieben. Für Heinrich war so eine Erscheinung wie etwas aus einer andern Welt. Wie war es möglich, dass Menschen unter solchen Verhältnissen leben konnten, und dabei noch froh und zufrieden waren? In ihm entstand nun der Gedanke, sich irgendwo eine einfache Arbeit zu suchen, sich niederzulassen und all seine Träume von Kunst und Malerei aufzugeben. Er dachte,

Warum sollst du nicht untertauchen in diese glückselige Verborgenheit, allem ideal - und ruhsüchtigen Treiben entsagen? . . . Schlichte Arbeit, goldene Liebe bei zufriednem Brot, was willst du mehr! Und kann am Ende nicht noch etwas Besseres herauskommen, insofern es irgend zu wünschen ist? 80

In seinem Innern, in seinen Gedanken, ja sogar in seinen Träumen en<sup>t</sup>stand nun ein heftiger Kampf. Die Verlockung zur arbeitenden Armut wurde in ihm immer stärker und siegte zuletzt. Wohl warnte ihn sein Gewissen vor solchem Schritt, aber er fand immer mehr Gründe, warum er sich so entscheiden sollte. Er machte sich nun auf und wollte irgendwo, vielleicht beim alten Trödler, eine Arbeit suchen und so den weiteren Plan durchführen.

In dieser Krise erhielt er Nachricht von seiner Mutter. Ein Handwerksmann aus seinem Heimatsort befand sich in der Stadt und brachte Heinrich Grüße von ihr. Der Landsmann durchschaute Heinrichs Lage gar bald und riet ihm, sein Studium zu unterbrechen und auf einige Zeit nach Hause

zu kommen. Er erzählte Heinrich, wie schwer es doch die Mutter habe und wie sie fast Tag und Nacht sehnsüchtig auf ihren Sohn warte.

Heinrich konnte sich aber nicht dazu entschliessen, im gegebenen Augenblick seine Lebensweise zu unterbrechen und zurückzukehren. Für ihn bedeutete so eine Entscheidung die Kundgabe seines Schiffbruches. Der Freund verabschiedete sich, ohne dass Heinrich ihm ein Versprechen der Rückkehr gab.

Für Heinrich setzte sich nun der schwere Kampf weiter fort. Das traurige Bild der wartenden Mutter stand immer vor ihm. Sogar des Nachts kam er nicht von diesem Gedanken los, und er hatte in dieser Zeit die allerwunderbarsten Träume. In diesen Träumen sah er die allerverlockendsten Bilder aus seiner Heimat und aus seinen Jugenderinnerungen an seinem Geist vorüberziehen. Er durchlebte die überaus phantastischen Begebenheiten auf einer Traumreise in die Heimat.

Im wachenden Zustand begann er, sich vor diesen Erscheinungen zu fürchten. Er glaubte, diese Träumerei sei eine Folge davon, dass er sich so lange mit der geistlosen Arbeit beschäftigt habe, und dass er, wenn er dabei bleiben sollte, durch diese untergehen könnte. Im letzten Traum, den er hatte, sah er die Mutter traurig am Fenster sitzen und warten. Auch sah er den Vater, wie er auf einer langen Strasse dahinwanderte. Da entschloss er sich dazu,

den Beruf fallen zu lassen und zur Mutter zu gehen.

Da Heinrich nur wenig Geld besass, musste er zu Fuss wandern. Sorgfältig prüfte er seine Kasse und stellte fest, dass er mit knapper Not nach Hause gelangen würde, wenn er nur einmal am Tage speise und immer im Freien übernachtete. Nachdem er auf diese Weise einige Tage gereist und manche Strapazen durchgemacht hatte, kam er unverhofft zum Gute des Grafen von W...berg. Hier erlebte er die Wendung seines Glückes, von welcher er schon vor seiner Abreise geträumt hatte. Auf diesem Gute nahm er auch seinen Abschied vom Malerberuf.

Es stellte sich heraus, dass der Graf all die Bilder, die Heinrich einst beim Trödler gelassen hatte, gekauft und aufbewahrt hatte. So sah Heinrich noch einmal die ganze Leistung seiner Jugendjahre vor sich. Der Graf gab ihm darüber hinaus eine Summe Geld für die Bilder. Zugleich war Heinrich ihm beim Sortieren der Bilder behilflich und erhielt dafür eine weitere Summe Geld. Heinrich war nun froh und innerlich bereit, in die Heimat zu ziehen. Der Graf erlaubte es jedoch nicht. Er bestand nun darauf, dass Heinrich noch ein Bild malen sollte. Dies würde seinen öffentlichen Abschied von der Kunst darstellen. Die Bilder sollten auf einer Ausstellung verkauft werden und somit den Beweis liefern, dass Heinrich doch ein rechter Maler sei.

So geschah es auch. Mit Unterbrechungen malte Heinrich

zwei Bilder. Die Arbeit gelang gut, aber auf der Ausstellung wollte es mit dem Verkauf nicht so flott gehen. Durch eine Notiz in einer Zeitung erfuhr Erikson etwas von der Ausstellung und kaufte beide Bilder. Für Heinrich hatte der Abschied somit einen schönen Ausgang.

### Erster Versuch im Dichten

Als Heinrich sich in der Kunststadt in seiner grossen Not befand, geriet er auf den Gedanken, sich sein Werden und Wesen einmal recht zu veranschaulichen. Um dies zu tun, kaufte er sich Papier, setzte sich hin und schrieb seine Lebensgeschichte auf. Mit grosser Begeisterung und innerer Genugtuung schrieb er seine Erfahrungen nieder. Er hatte längere Zeit mit dem Gedanken gelebt, dass er keine rechte Jugendzeit erlebt hätte. Aber beim Schreiben

. . . entwickelte sich unter meiner Hand eine Bewegung jungen Lebens, die trotz aller Bescheidenheit der Zustände und Verhältnisse mich gefangen nahm, beschäftigte und bald mit glückseligen, bald mit reumütigen Empfindungen erfüllte. 81

Als die Arbeit fertig war, liess er sie in einem schönes grünes Buch einbinden. Dies kostete ihm sein letztes Geld. Darauf begann für ihn eine schwere Zeit. Sein Geld war verbraucht, mit seinem Malen war es nichts mehr und er fing an zu hungern.

Als er sich später auf den Heimweg begab, wurde dies

Büchlein sein Begleiter, und blieb eigentlich auch das Einzige, was er aus der Fremde mitbrachte. Als er auf dem Grafenschloss war, überreichte er es dem Grafen und seiner Pflegetochter zur Prüfung. Beide wurden durch das kleine Bändchen sehr beeindruckt. Später im Leben gab Heinrich es seiner Jugendfreundin Judith, die sich auch an ihm erfreute.

## KAPITEL IV

### VERWIRKLICHUNG VON ERZIEHUNGSIDEALEN

#### Arnold Salander in Martin Salander

Keller war der Meinung, dass alle Erfahrungen des Menschen, ob sie in der Schule, im Elternhaus, im Beruf oder in der Natur erlebt oder gesammelt wurden, bei der Erziehung des Menschen mithelfen.

In Martin Salander bekommen wir die Worte des Vaters zu hören:

'Gottlob', dacht er, 'wir haben unser Geld nicht umsonst ausgegeben! Das sind doch auch Erziehungsfrüchte!'  
Doch untersuchte er nicht, ob des Hauses oder des Staates.<sup>82</sup>

Worin bestanden diese Erziehungsfrüchte? Salanders Sohn Arnold war nach Beendigung seines Studiums im Auslande nach Hause gekommen und lebte sich wieder ein. Gelegentlich lud er eine Gruppe junger Männer zu einem gemeinschaftlichen Essen im elterlichen Hause ein und Vater Salander nahm auf Wunsch seines Sohnes auch daran teil. Hier fand er Gelegenheit, die Jugend zu beobachten und sich über sie Gedanken zu machen. Der Umstand, dass die Glieder der Gruppe aus den verschiedenen Ständen der Gesellschaft kamen, beeindruckte ihn auf angenehme Weise. Er wunderte sich vor allem sehr über den guten Ton der Unterhaltung.

. . . allein nicht ein unfreisinniges Wort, nicht ein Wort, welches auf Missachtung des Volkes hätte schliessen lassen, war zu hören, kaum etwa ein ungezwungen derber Ausdruck über diesen oder jenen gemeinen Sykophanten, . . . 83

Anfänglich glaubte Martin, dass die jungen Leute sich nicht auf einen Gedanken konzentrieren und ihn eingehend besprechen konnten. Er wurde aber eines Besseren belehrt,

Aber eh er den Verdacht besser ausspinnen konnte, bewegte sich die Unterhaltung auf weiten freien Bahnen; keiner tat sich als Lehrer oder Prophet hervor, und Phrasen wurden noch weniger laut; man sah nur, dass es männliche Jünglinge seien, die sich die Welt offen behielten . . . Und durch alles ging ein Hauch unverdorbener Ehrlichkeit, die ihm das Herz erfrischte. 84

In diesem Sinne beteiligte sich Arnold auch weiter am Leben. Der Vater hätte ihn gerne zu den politischen Vereinen und Wahlversammlungen mitgenommen, aber Arnold lehnte es ab. Er wollte sich auf die Erfüllung seiner Bürgerpflichten beschränken und es dabei bewenden lassen. In der Zwischenzeit wollte er seine Augen offen halten und sich auf Grund seiner Eindrücke ein Urteil über die Politiker und ihre Parteien machen. Zur Mitwirkung auf diesem Gebiete würde er in der Zukunft noch genügend Zeit finden.

Aus diesem merken wir, dass Keller sich den Vater, Martin Salander, noch nicht als ein Beispiel eines guten Bürgers dachte. Wohl war der Vater in seinem kaufmännischen Beruf tüchtig, und beteiligte sich auch an dem Aufbau seines

Landes, aber es fehlte noch etwas. Das wahre Ideal eines Bürgers sah Keller in dem Sohne Arnold. Da der Roman lang genug war, musste die Geschichte irgendwie zum Abschluss kommen. Er rechnete trotzdem immer noch mit einer Fortsetzung. In diesem Zusammenhang schrieb er an Lydia Welti-Escher die folgenden Worte;

. . . sende Ihnen doch meinen leider unfertigen Roman ins Haus. . . . Die Hauptsumme werde ich wohl in einer Fortsetzung noch produzieren. 85

In ähnlichem Sinne schrieb er an Siegmund Schott:

Der Martin Salander ist mir verunglückt, . . . und werde, wenn ich mich besserer Gesundheit erfreue, sehr wahrscheinlich einen weiteren Band unter dem Titel Arnold Salander, schreiben, wozu das Material da ist. 86

Das erwähnte Material befand sich leider nur in des Dichters Gedanken, denn in seinem Nachlass hat man keine Spur davon gefunden. Keller hatte immer grosse Schwierigkeiten, seine Arbeit zur bestimmten Zeit für den Drucker bereit zu haben. Martin Salander bedeutete in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Um den Verleger zu befriedigen, hatte Keller sich am Schlusse zu sehr beeilen müssen und die Arbeit nicht in dem Sinne vollbringen können, wie er es sich erhofft hatte. Wegen seines vorgeschrittenen Alters hatte er dann die geplante Arbeit nie wieder in Angriff genommen.

So tritt uns Kellers Lebensideal in Martin Salander in dessen Sohn Arnold entgegen. Er ist ein wohlerzogener

Sohn, der durch treues Studium sein Wissen bereichert hat. Es gilt zu bemerken, dass auch hier die Erziehung des Knaben hauptsächlich durch die Mutter geschah. Obgleich der Sohn viele Kenntnisse gesammelt hat, gebraucht er sie doch nicht, um sich selbst zu bereichern. Als der Vater den Plan fasste, das Geschäft zu vergrössern, weil es in Zukunft vorteilhaft sein könnte, war der Sohn dagegen. Er wollte nicht unnötig Güter anhäufen. Obgleich der Sohn sich nicht an allerlei politischen Vereinigungen und dergleichen beteiligte, hatte er doch ein offenes Auge für die Geschehnisse seiner Zeit und für die Entwicklung seiner Nation. Durch ruhige Beobachtung und Lesen der Zeitungen und sonstiger Schriften der Parteien bildete er sich ein Urteil über Land und Leute. Alle Kenntnisse und Fähigkeiten, die er durch Studium und Erfahrungen erworben hatte, versuchte er je nach Notwendigkeit, in der Familie, im Beruf, in der Gesellschaft oder im persönlichen Leben anzuwenden.

Karl Hediger in Das Fähnlein der Sieben Aufrechten

In dieser Novelle treffen wir ein weiteres Lebensideal an. Über die Entstehung dieser Erzählung schrieb Keller folgendes an Auerbach:

Ich habe nun den Anfang einer Geschichte unter meinen Papieren, deren Gegenstand ein kleiner Züricher Patriotenklub ist, alles Handwerker, welche eine ganze Ent-

wicklung mit vielen Parteikämpfen mit durchgemacht haben. Es sind alles Originale, die ich selbst kannte: von den Parteiführern vielfach benutzt, aber nie missbraucht, haben sie einen gewissen Kern bei allen Affären gebildet, ohne je etwas für sich selbst zu wollen. In der alten Aristokraten- und Jesuitenzeit alt geworden und von einem derben gemütlichen Hass erfüllt, verstehen sie nun mit ihren alten Köpfen die Zeit der versöhnten Gegensätze nicht mehr recht und halten um so fester zusammen als die "Alten und Erprobten". 87

Dieses selbstlose Wesen der sieben Aufrechten war für Keller ein Ideal, dem man in der Erziehung nachstreben sollte. Der Klub hatte zweimal wöchentlich Zusammenkünfte, wobei sich die Mitglieder über verschiedene Themen unterhielten. Bei einer Gelegenheit besprachen sie ein zukünftiges Schützenfest und in ihrem Übermut beschlossen sie, als geschlossene Gruppe mit einer Fahne bei dem Fest aufzutreten. Zu diesem Auftritt fehlte ihnen jedoch ein Sprecher. Da keiner von ihnen im öffentlichen Reden Übung hatte, wollte keiner sich bei dieser Gelegenheit zur Verfügung stellen. Zuletzt beschloss man, der reiche Frymann solle eine Ansprache halten. Als sie aber am bestimmten Tage auf dem Feste erschienen, war dem Redner der Mut zum Sprechen abhanden gekommen, und das ganze Unternehmen schien dem Untergange geweiht. Da gesellte sich Karl Hediger, ein Sohn eines der Aufrechten, zur Gruppe und erbot sich als Redner. Ganz verduzt und ziemlich misstrauisch wurde das Angebot angenommen.

"Freundschaft in der Freiheit" war das Losungswort der Aufrechten, welches sie auf ihrer Flagge trugen, und diese Worte gebrauchte Karl als Leitmotiv für seine kurze Rede. Er betonte, dass jeder auf seinem Posten stehen und eifrig wirken sollte, Dabei sollte man immer das Auge für das allgemeine Wohl offen haben. In der Manigfaltigkeit der Bürger des Landes sah er die Einigkeit des Volkes.

Wo die politische Zusammengehörigkeit zur persönlichen Freundschaft eines ganzen Volkes wird, da ist das Höchste gewonnen. oo

Dies war auch Kellers Ideal des politischen Zusammenlebens, und in diesem Sinne ein Ziel der allgemeinen Bildung.

In Hedigers Auseinandersetzung mit seiner Frau offenbart Keller uns seine Gedanken über die Wirtschaftspolitik. Der Sohn Karl wollte des reichen Frymanns Tochter heiraten, aber von diesem Entschluss wollten beide Väter nichts wissen, vorallem weil sie nicht dem gleichen Stand angehörten. Der alte Hediger war besonders dagegen, denn er wollte in diesem Vorhaben ein gewisses Strebertum entdecken, welches einem biedereren Bürger nicht geziemte. Man durfte seine Hand nicht nach Gütern, die man nicht selbst erworben hatte, ausstrecken. Hediger wollte nicht, dass Menschen ohne Arbeit reich werden sollten. So empfahl er eine Mittelstandsexistenz.

Glücklicherweise gibt es bei uns keine ungeheuer reichen Leute, der Wohlstand

ist ziemlich verteilt; lass aber einmal Kerle mit vielen Millionen entstehen, die politische Herrschsucht besitzen, und du wirst sehen, was die für Unfug treiben! . . . ein guter Bürger ist er, der nach wie vor die andern gehen lässt, sich selbst regiert und lebt wie ein anderer Mann. <sup>89</sup>

Diese Erziehung zum gemeinnützlichen Dienst, glaubte Keller, sei die Aufgabe der Familie, der Schule und der ganzen Gesellschaft.

## KAPITEL V

### DER EINZELNE UND DIE GESELLSCHAFT

#### Schuld und Vergebung

Viele Erlebnisse in Kellers Schriften befassen sich mit dem Doppelgedanken der Schuld und der Vergebung.

Als Knabe in der Schule verschuldete Heinrich sich sehr schwer gegen einige Kameraden. Es war dies die schon erwähnte Begebenheit, in welcher Heinrich aus dem Stegreif eine lange Geschichte erdachte, wie die Knaben ihn zum Gebrauch schlechter Worte verleitet hatten. Als die Knaben bestraft wurden, lebte Heinrich unter dem Gefühl, dass dies ein Fatum sei, woran keiner etwas ändern konnte. Es war gleichsam auf Grund seines "schöpferischen Wortes" geschehen, und daran liess sich nachher wenig wieder gut machen. Erst Jahre später, als die Kameraden ihn wieder daran erinnerten, dachte er ganz anders darüber.

Erst jetzt quälte mich der Vorfall mit verdoppelter nachhaltiger Wut, und so oft ich daran dachte, stieg mir das Blut zu Kopfe, und ich hätte mit aller Gewalt die Schuld auf jene leichtgläubigen Inquisitoren schieben, . . . welche <sup>auf</sup> die verpönten Worte gemerkt und nicht geruht hatten, bis ein bestimmter Ursprung derselben nachgewiesen war. 90

Doch konnte einer der Schüler das Geschehene nie wieder vergessen:

Nur der vierte, . . . konnte niemals einen Unterschied machen zwischen der Kinderzeit und dem späteren Alter und trug mir die angetane Unbilde so nach, als ob ich sie erst heute, mit dem Verstande eines Erwachsenen, begangen hätte. 91

Immer wenn Heinrich diesen Kameraden im späteren Leben in die Hände lief, wurde er an den Unfall erinnert,

Mit tiefstem Hasse ging er an mir vorüber, und wenn er mir beleidigende Blicke zuwarf, so vermochte ich sie nicht zuerwidern, weil das frühe Unrecht auf mir ruhte und keiner es vergessen konnte. 92

Aus dieser Begebenheit schliessen wir, dass Keller im Vergessen oder im Behalten einer Untat die Vergebung oder Nichtvergebung sah. Obgleich dieses Prinzip sich mehr auf die Kinderzeit bezieht, so dürfte es im späteren Leben ebenfalls Gültigkeit beanspruchen.

Als weiteres Beispiel der Schuld und Vergebung denken wir an die Begebenheit, als Heinrich in verschwenderischer Weise sein erspartes Geld fast ganz vergeudet hatte. Von seiner Seite her gesehen war es kein Verbrechen, denn das Geld gehörte ja ihm allein. Er musste aber den ganzen Vorfall ebenso von Mutters Seite her betrachten.

Denn die Art meines Vergehens hatte ihre empfindliche Seite, sozusagen ihren Lebensnerv getroffen: einesteils das kindliche blinde Vertrauen ihrer religiösen Rechtlichkeit, andernteils ihre ebenso religiöse Sparsamkeit und unwandelbare Lebensfrage. 93

Für Heinrich war es ein furchtbarer Augenblick, als die Mutter ihn darüber zur Rede stellte. Im tiefen Gefühl des Unglücks und der Vernichtung stand er sprachlos da und schaute in die Ecke. Doch schon in der dunkelsten Stunde sah er einen Hoffnungsstrahl:

Über durch die dunkle Wolke blitzte bereits ein lieblicher Funke der Versöhnung und Befreiung. Der offene Blick meiner Mutter auf meine unverhüllte Lage fing an den Alp zu bannen, der mich bisher gedrückt hatte; ihr strenges Auge war mir wohlthätig und löste meine Qual und ich fühlte in diesem Augenblicke eine unsäglich liebe zu ihr, welche meine Zerknirschung durchstrahlte und fast in einen glückseligen Sieg verwandelte. 94

Als die Mutter ihn wiederholt fragte, ob er es wirklich getan hatte, sagte er "Ja" und weinte bitterlich. Da fühlte er sich befreit und fast vergnügt. In der Stille der darauffolgenden Tage kam es zu einer völligen Versöhnung zwischen Mutter und Sohn. Diese geschah ohne Worte und wirkte ebendeshalb echt und dauerhaft weiter.

Eine weitere Verschuldung erlebte Heinrich im Umgang mit Römer. Er durfte viel von diesem Künstler lernen, als er etwa vier Monate bei ihm in der Lehre stand. Darüber hinaus erfuhr er nach dieser Lehrzeit manches Gute von ihm. Als der Meister sich gelegentlich in Geldnot befand, borgte er eine Summe von Heinrichs Mutter. Schon während des Unterrichtes erfuhr Heinrich allerlei Gerüchte über ihn. Da er des Meisters krankhaften Zustand nicht erkannte,

formte sich bei ihm ein falsches Urteil über seinen Gönner, und er wurde sogar bis zu einem gewissen Grad gegen ihn eingenommen.

Da Römer für sich im Heimatlande keine Zukunft sah, wollte er nach Paris übersiedeln. Heinrich hatte schon von ihm Abschied genommen, als die Mutter ihn fragte, ob Römer noch etwas vom Geld gesagt habe. Heinrich glaubte, dass er eigentlich auch für dieses Geld hinreichenden Unterricht genossen hatte, und hatte deshalb gar nichts davon erwähnt. Die Mutter hingegen dachte anders und schrieb einen kurzen Brief an Römer, in welchem sie das Geld zurückforderte.

Hierauf schlug Heinrichs Gefühl für Römer ganz nach der anderen Seite um. Er meinte, Mutters Brief an Römer sei gar nicht scharf genug. Darum kassierte er ihn und schrieb selbst einen, in welchem er Römer sehr beleidigte,

Es war . . . so beschaffen, dass er doch  
nicht lachen, sondern sich durchschaut  
sehen konnte. 95

Das Geld kam gleich zurück, und Römer verreiste. Nach etwa einem Monat erhielt Heinrich einen Brief von ihm, in welchem er von seiner grossen Armut sprach. Etwas später erfuhr Heinrich, dass sein Meister in einem Irrenhaus untergebracht sei. Dies traf Heinrich schmerzlich und löste bei ihm ein grosses Schuldgefühl aus. Er wusste, dass Römer ohne diesen Vorfall ebenso zu Grunde gegangen

wäre; dennoch konnte er den Gedanken, dass er seinem Freund einen Stoss in den Abgrund gegeben hatte, nicht von sich abschütteln.

Im Frühling verweilten Mutter und Sohn im Heime des Lehrers, wo Anna schwer krank lag. Eines Tages erzählte Heinrich, in Abwesenheit seiner Mutter, sein Erlebnis mit Römer. Er kam dabei besonders auf sein Schuldgefühl zu sprechen. Der Schulmeister meinte, er sollte die Sache nicht zu schwer nehmen und sich auf <sup>die</sup> Gnade und Barmherzigkeit Gottes verlassen. Heinrich gefiel dieser Rat nicht, denn er meinte, er brauchte keine Gnade. Er wollte die Sache mit sich selbst wie in einem weltlichen Gericht ausfechten, die geistliche Weise des Kampfes war ihm widerlich.

Durch Heinrichs Erzählen und Gebaren wurde Anna sehr erregt und bekam einen heftigen Anfall ihrer Krämpfe und Leiden. Da Heinrich nichts zu ihrer Erleichterung tun konnte, lief er schnell die Mutter holen. Im Herzen und Gewissen vergrösserte sich das Schuldgefühl nur noch mehr, denn er glaubte, dass auch Anna jetzt mitleide.

Seine Traurigkeit liess ihn in der folgenden Nacht keinen Schlaf finden. In seiner Herzensnot stand er auf, kleidete sich an und eilte in der finstern Nacht zu Judith. Hier erzählte er den ganzen Vorgang mit Römer ebenso wie den Vorfall im Krankenzimmer am verflossenen Tag. Judith

konnte ihn nicht erlösen. Sie verschärfte das Schuldgefühl nur noch mehr, indem sie ihm seine Sünde in deren ganzen Ausmasse ein weiteres Mal vorhielt. Als er bei ihr um Verzeihung bat, antwortete sie,

Daraus wird nichts! Die Vorwürfe deines Gewissens sind ein ganz gesundes Brot für dich, und daran sollst du dein Lebenlang kauen, ohne dass ich dir die Butter der Verzeihung darauf streiche! Dies könnte ich nicht einmal; denn was nicht zu ändern ist, ist eben deswegen auch nicht zu vergessen, dünkt mich, ich habe dies genugsam erfahren. 96

Lange sann Heinrich über diese Antwort nach und folgerte, dass dies die rechte Antwort sein müsse. Er sagte sich, dass Menschen, die eine Dummheit begangen haben, immer glauben, dass sie von <sup>ih</sup>r etwas lernen können, und deshalb wollten sie soche Erfahrungen im Gedächtnis behalten. Wenn sie dagegen ein Unrecht begangen haben, wollen sie es gänzlich aus ihrem Gedächtnis entfernen. Er entschloss sich,

nämlich das Bewusstsein des begangenen Unrechtes nie mehr vergessen und in seiner ganzen Frische tragen zu wollen, mir die einzig mögliche Ausgleichung zu sein schien. . . . Was ich an Römer getan, werde ich von nun an nie mehr vergessen und, wenn ich unsterblich bin in die Unsterblichkeit hinübernehmen, denn es gehört zu meiner Person, zu meiner Geschichte, zu meinem Wesen, sonst wäre es nicht geschehen. 97

Durch seine Erfahrung und vor allem durch die darauf folgende Durchsprache mit Judith kam er zu der Überzeugung,

dass man eine Übeltat nicht unbedingt vergessen muss. Eigentlich bestand für ihn diese Notwendigkeit nicht mehr so sehr, worauf Judith ihn warnte, dass er in Zukunft vorsichtiger sein sollte, "Dass es nicht so weitergeht". 98

Im spätern Leben machte Heinrich sich einer weit grösseren Schuld teilhaftig. Ungewollt und ganz mit sich selbst beschäftigt, hatte er sein altes Mütterchen vollkommen vernachlässigt. Während er in der Kunststadt verweilte, hatte er alle ihre Ersparnisse für sich verbraucht. Er hatte ihr nur sehr unregelmässig Nachricht geschickt, und zuletzt hatte er das Briefeschreiben ganz eingestellt. So verkümmerte sein Mütterlein in Gram und Sehnsucht um ihren Sohn. Heinrich kam nach Hause, als sie in ihren letzten Zügen lag. Sie vernahm nichts mehr und erkannte ihren Sohn nicht wieder. Diese Vernachlässigung seiner Mutter legte sich wie ein Alp auf Heinrichs Gewissen.

Nach Jahren traf er wieder mit Judith zusammen. Sie war viele Jahre in Amerika gewesen, und das Leben hatte sie in ihrem ganzen Wesen geläutert. Als sie in der Fremde gehört hatte, dass Heinrich in der Heimat allein und in grosser Armut lebte, machte sie sich auf und kam zurück. Ihr durfte Heinrich nun sein ganzes Herz ausschütten. Während seines Bekenntnisses fühlte er mit einem Mal den alten Druck von der Seele weichen, und er wusste, dass er frei und gesund geworden war. Da rief er aus,

Du hast mich erlöst, Judith, und dir  
danke ich's wenn ich wieder munter bin:  
dafür bin ich dein, solange ich lebe. 99

Zusammenfassend dürfen wir sagen, dass es für Keller nicht ausschliesslich einen einzigen Weg der Erlösung gab. Der Weg der Gnade und der Barmherzigkeit, der ihm im trockenen Religionsunterricht in der Jugend angeboten wurde, war für ihn nicht genügend, und so suchte er sich andere Wege. An Hand der erwähnten Beispiele merken wir, dass Keller glaubte, man könne gewisse Verschuldungen einfach vergessen. So war es in seinem Knabenalter gewesen. Hier dachte er besonders an Verschuldungen, die im Umgange mit andern Knaben vorkamen. Andere Vergehungen dürften durch ein offenes Bekenntnis und freier Durchsprache erledigt werden, wie er es bei der Gelegenheit mit der Sparbüchse erlebte. Über andere Sünden braucht der Mensch sich keine Gedanken machen, denn sie sind ein Teil seines Lebens und gehören zu seinem Wesen und zu seiner Persönlichkeit. Von solchen Verschuldungen kann man sein ganzes Leben lang weiter lernen. Darüber hinaus gibt es freilich Verschuldungen, die man loswerden muss. Heinrich erlebte die Befreiung seiner grossen Schuld vor allem durch sein Bekenntnis in Judiths Gegenwart. Seiner Freundin gegenüber konnte er sie sich vom Herzen reden.

#### Lebensfreude und Entsagung

Als ausgesprochener Nichtchrist glaubte Keller nicht an

die Lehre der Askese und der Entsagung der Kirche des Mittelalters. In Berlin war er mit dem Philosophen Feuerbach bekannt geworden und hatte sich dessen Lehren angeeignet. Seine Lebenswerte änderten sich von dieser Begegnung an grundlegend.

Der einseitigen christlichen Verehrung des göttlichen Geistes setzte er mit Feuerbach die Anerkennung des Rechtes des menschlichen Individuums entgegen, der Jenseitshoffnung das Evangelium des Diesseits, der Entsagung den freudigen Genuss der Güter des natürlichen Lebens. 100

Dabei verschrieb er sich nicht dem Gedanken, dass der Mensch nun gewissenlos in den Tag hinein leben dürfte. Vielmehr machte der Mensch die Erfahrung, wie sich sein Verantwortungsgefühl für dieses Leben erhöhte und erweiterte. In diesem Zusammenhange schrieb er an Baumgartner,

Wie trivial erscheint mir gegenwärtig die Meinung, dass mit dem Aufgeben der sogenannten religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinde. Im Gegenteil! Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewusstsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, Versäumtes in irgend einen Winkel der Welt nachzuholen. 101

Diese Lebenseinstellung erkennen wir ebenso in dem folgenden Gedicht:

Wir wähten lange recht zu leben.

Wir wähten lange recht zu leben,  
Doch fingen wir es töricht an;  
Die Tage liessen wir entschweben  
Und dachten nicht ans End der Bahn!

Nun haben wir das Blatt gewendet  
Und frisch dem Tod ins Aug geschaut;  
Kein ungewisses Ziel mehr blendet,  
Doch grüner scheint uns Busch und Kraut.

Und wärmer wards in unserem Herzen,  
Es zeugts der froh gewordne Mund;  
Doch unsern Liedern, unsern Scherzen  
Liegt auch des Scheidens Ernst zu Grund! 102

Nachdem Keller sich Feuerbachs Lehrenaangeeignet hatte, brachte er sie in seinen Schriften gleichfalls zum Ausdruck. Im erwähnten Brief an Baumgartner schrieb Keller, dass der erste Band von Der grüne Heinrich nun fertig sei. Er war gespannt zu erfahren, welchen Eindruck das Werk machen würde, "Da meine Feuerbachschen Mucken deutlich daranherumschwirren". 103

In den Sieben Legenden, die Keller in den 50 er Jahren schrieb, nahm diese Lebenshaltung weitere Gestalt an. Als Hauptquelle für dieses Werk benutzte Keller eine Legenden-sammlung von Kosegarten. 104 Die Behandlung des Stoffes ist bei Keller jedoch völlig verschieden von Kosegartens Handhabung. In dem Vorwort zu den Sieben Legenden schrieb er,

Wie nun der Maler durch ein fragmentarisches Wolkenbild eine Gebirglinie, durch das radierte Blättchen eines verschollenen Meisters zur Ausfüllung eines Rahmens gereizt wird, so verspürte der Verfasser die Lust zu einer Repro-

duktion jener abgebrochen schwebenden Gebilde, wobei ihnen freilich zuweilen das Antlitz nach einer andern Himmels- gegend hingewendet wurde, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen. 105

Seine Abneigung gegen die Askese der Römer ebenso die der Christen zeigt Keller in der Legende Eugenia. Eugenia war die begabte Tochter eines Römers, der in Alexandrien wohnte. Sie wurde sorgfältig erzogen und studierte sehr fleissig die Werke der alten Philosophen. Zwei gebildete Knaben waren ihre beständigen Begleiter. So wuchs sie zu einer gelehrten und vor allem sehr schönen Jungfrau heran.

Eines Tages verliebte sich der Prokonsul Aquilinas in Eugenia und beehrte sie zum Weibe. Bei Eugenia zeigte sich eine ebenso grosse Gegenliebe. Auf seinen Antrag hin forderte sie ihn jedoch dazu auf, dass er sich in ihrer Nähe aufhalten und sich mit ihr und ihren Genossen im Forschen nach den höchsten Dingen üben sollte. Falls er nach einer gegebenen Zeit sich genügend entwickelt hätte, dürfte man an eine Verbindung denken. Für den Prokonsul war dies eine Beleidigung, er entfernte sich, ging zurück an seine Arbeit, aber die Geliebte konnte er nicht vergessen.

Eugenia konnte ihn ebenso wenig vergessen, setzte aber ihr Leben nach alter Art fort. Der allgemeinen Meinung zum Trotze behielt sie die zwei männlichen Begleiter weiter bei sich. Eines Tages geriet sie mit ihnen vor das

Versammlungshaus der Christen, wo man gerade einen Gottesdienst abhielt. Die Worte des Psalms, "Wie eine Hindin nach den Wasserquellen, so lechset meine Seele, O Gott! nach dir! Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott!", wurde von der Gemeinde gesungen. Diese Worte machten einen so tiefen Eindruck auf sie, dass sie nach Hause fuhr, Männerkleider anzog und zusammen mit ihren Begleitern heimlich in ein Mönchskloster eintrat. Hier verlebte sie einige Jahre und wurde zuletzt der Abt über siebenzig Mönche.

Die Eltern, die von alldem nichts wussten, fühlten sich natürlich sehr bedrückt. Durch ein Orakel der heidnischen Priester wurde ihnen gesagt, dass Eugenia von den Göttern entrückt sei und sich jetzt unter den Sternen befinde. Daraufhin wurde ihr im Tempel eine Bildsäule errichtet. Über diese Abgötterei erbosten sich die Christen sehr, vor allem auch die Mönche.

Eines Nachts machte Eugenia sich auf, ging zum Tempel und wollte das Bild mit einem Hammer zerschlagen. Sie konnte das Werk der Zerstörung jedoch nicht vollbringen, denn

. . . ein süßer Schauer durchführ ihr Herz, als sie das Bild in seiner Deutlichkeit sah, . . . Eine bittere Wehmut umfing sie, das Gefühl, als ob sie aus einer schöneren Welt ausgestossen wäre und jetzt als ein glückloser Schatten in der Öde herum irre; denn wenn das Bild auch zu einem Ideal erhoben war, so stellte es

gerade dadurch das ursprüngliche innere Wesen Eugénias dar, . . . und es war ein edleres Gefühl als Eitelkeit, durch welches sie ihr besseres Selbst in dem magischen Mondglanz nun erkannte. Das macht ihr eben zu Mute, wie wenn sie die unrechte Karte ausgespielt hätte. 106

Während sie so in Gedanken verharrte, trat Aquilinas in den Tempel, stellte sich vor die Säule und, nachdem er diese lange betrachtet hatte, legte er seinen Arm um den Hals und küsste sanft die Marmorlippen. Als der Prokonsul den Ort verlassen hatte, wollte Eugénia das Werk der Zerstörung verrichten, fühlte sich aber noch weniger dazu fähig als zuvor. Sie brach in Tränen aus, und auch sie drückte der Säule einen Kuss auf die Lippen.

Mit dieser Geschichte und im Besonderen mit der eben erwähnten Begebenheit will der Dichter uns sagen, dass eine Frau ihr wahres Wesen nicht verleugnen kann. Es ist wahr, man kann menschliche Gefühle und Triebe durch Askese und Entsagung unterdrücken, aber man kann diese nie ersetzen. Des Menschen Geist verlangt eine "Lebensbejahung", eine Freude am und im Leben. Daher führt der Dichter die Geschichte auf diese Weise zu Ende, dass Eugénia das Kloster verlässt und die Frau des Aquilinas wird. Nur durch diesen Entschluss und deren Ausführung wurde der Durst ihrer Seele gestillt.

In zwei weiteren Legenden, Die Jungfrau und der Teufel, und Die Jungfrau als Ritter, wird derselbe Gedanke weiter

ausgebaut. Graf Gebizo, ein überaus frommer Mann, übte die christliche Wohltätigkeit im weitesten Sinne. Er trieb sie so weit, bis er sein ganzes Vermögen verschenkt hatte. Ihm blieb weiter nichts als seine schöne Frau, deren wahren Wert er jedoch gar nicht erkannte. Daher geschah es, dass er sie eines Tages an einen Fremdling für viel Geld vertauschte. So konnte er wieder Gutes tun. Er hatte freilich gemerkt, dass der Fremdling der Teufel selbst sei, war aber vor solchem Handel trotzdem nicht zurückgeschreckt.

Am Tage, da der Handel ausgeführt wurde, nahm die Himmelskönigin den Platz der Frau ein und wurde dem Teufel ausgeliefert. Sie besiegte den Teufel und schickte die Frau zurück in ihr Heim. In der Zwischenzeit verunglückte der Graf tödlich. Die Frau liess ihn bestatten, stiftete unzählige Messen für ihn; im übrigen war ihre Liebe zu ihm jedoch erloschen. Nach Jahr und Tag verschaffte die Jungfrau ihr einen andern Mann, der nicht so viele gute Werke tat, seine Frau hingegen sehr zu schätzen wusste.

Mit dieser Legende will Keller dem Leser sagen, dass Askese und Entsagung, wenn sie nicht rechter Art sind, dem Menschen nur schaden können. Graf Gebizo hatte einen wunderbaren Schatz an seiner Frau, den er jedoch nicht zu würdigen wusste.

Er allein sah nichts von alledem, und je mehr sich die holde Bertrade bemühte, ihn aufzuheitern und seine Armut zu

versüssen, desto geringer schätzte er dies Kleinod und verfiel in einen bitteren und verstockten Trübsinn und verbarg sich vor der Welt. 107

Da er die Himmelsgabe nicht achtete, wurde sie ihm genommen und einem andern gegeben, der ihren wahren Wert erkannt hatte.

In der Legende, Die Jungfrau und die Nonne, finden wir eine weitere Variation dieses Themas. Beatrix war Küsterin im Kloster und war die Schönste unter den Nonnen. Obgleich sie ihren Dienst treu verrichtete, erkannte sie dennoch ein ungestilltes Sehnen in ihrem Herzen; sie wollte in die Welt hinaus. Eines Nachts nahm sie die Schlüssel, legte sie auf den Altar vor die Jungfrau und verliess das Kloster.

Am nächsten Morgen traf sie mit einem Ritter zusammen und auf seine Einladung hin reiste sie mit ihm. Sie verliebte sich in ihn und wurde seine Frau. Sie hatten ein schönes Familienleben und es wurden ihnen acht Söhne geboren. Und siehe da, eines Nachts verabschiedete sie sich heimlich und wanderte zurück ins Kloster. Die Jungfrau hatte in der Zwischenzeit deren Arbeit verrichtet, und so hatte niemand die Abwesenheit bemerkt.

Es vergingen etwa zehn Jahre und eines Tages wurden im Kloster Vorbereitungen zu einem grossen Fest getroffen. Jede Nonne bemühte sich, der Himmelskönigin ein Geschenk zu machen. Nur Beatrix wusste nicht, was sie geben sollte.

Am Festtage, als alle Gaben der Himmelskönig<sup>in</sup>en dargebracht wurden, wunderte man sich über Beatrix und schalt sie, dass sie keine Gabe brachte. Da erschien ihr Mann mit den acht Söhnen und trat in die Kirche. Beatrix gab sich zu erkennen, worauf jedermann gestehen musste, dass sie der Jungfrau die schönste Gabe dargebracht habe.

Eine ähnliche Lebensbejahung finden wir in der Legende, Der schlimmheilige Vitalis. Es ist dies die Geschichte eines Mönches, Vitalis, der sein Amt, in welchem er viel Gutes geleistet hatte, aufgibt und sich mit einem Mädchen verheiratet. Wiederum sehen wir ein Beispiel wie Askese und Entsagung das Leben des Menschen nie und nimmer erfüllen können.

Die angeführten Legenden sprechen alle vom Genuss der Lebensfreuden. Darunter versteht Keller keineswegs eine übertriebene Genussucht, sondern ein ruhiges Wohlgefallen an den Dingen dieser Welt. Beim Lesen dieser Legenden überkommt den Leser dasselbe Gefühl, welches Keller in seinem Gedicht Abendlied ausdrückt.

#### Abendlied.

Augen, meine lieben Fensterlein,  
Gebt mir schon so lange holden Schein,  
Lasset freundlich Bild um Bild herein:  
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,  
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh:  
Tastend streift sie ab die Wanderschuh,  
Legt sich auch in ihre finstre Truh.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn,  
 Wie zwei Sternlein innerlich zu sehn,  
 Bis sie schwanken und dann auch vergehn,  
 Wie von einem Falter's Flügelwehn.

Doch noch wandle ich auf dem Abendfeld,  
 Nur dem sinkenden Gestirn gesellt:  
 Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,  
 Von dem goldenen Überfluss der Welt! 108

Dies ist freilich nur die eine Seite <sup>von</sup> des Dichters Einstellung zum Leben. Er glaubte an das Geniessen des Lebens, vergass aber nicht, dass man im Leben öfters gleichfalls entsagen muss. Für Keller löste Entsagung eine weitere und tiefere Freude am Leben aus. Dies finden wir im Schlusskapitel des grünen Heinrich, dargestellt. Die erste Ausgabe des Werkes endete mit dem Tode Heinrichs. Heinrich hatte sich durch die Vernachlässigung seiner Pflichten an seiner Mutter verschuldet, so dass er nicht weiterleben durfte. Dies befriedigte weder den Leser noch den Dichter. Auf Anraten einiger Freunde hat Keller in einer weiteren Ausgabe folgende Veränderung gemacht.

Heinrich lebte ganz einsam und zurückgezogen in seinem Heimatdorfe. Hier übernahm er eine Anstellung als Schreiber, tat seine Arbeit gewissenhaft, beteiligte sich aber keineswegs am Regierungswesen. Obgleich er manches Ungesunde merkte, erhob er seine Stimme nicht dagegen. Seine Verschuldung der Mutter gegenüber verhinderte ihn, etwas auf diesem Gebiete zu tun. Durch Judith erfuhr er seine Erlösung.

Der nächste Schritt wäre eine eheliche Verbindung mit

ihr gewesen. Beide fühlten sich stark zu einander hingezogen und waren bereit, die Ehe als ein Geschenk "vom Tische Gottes" zu empfangen. Dennoch entschieden sie sich auf andere Weise. Judith meinte:

Aber wir wollen uns nicht krönen! Wir wollen jener Krone entsagen und dafür des Glückes umso sicherer bleiben, das uns jetzt in diesem Augenblicke, beseligt; denn ich fühle, dass du jetzt auch glücklich und zufrieden bist! 109

Dies beteuerte sie, weil sie einst auf der Heimreise gelobt hatte: "Nein, du willst dein Leben nicht zu deinem Glücke missbrauchen." 110 Heinrich war mit dieser Entscheidung nicht recht zufrieden und glaubte, dass sich ihr Glück durch eine Verbindung noch steigern würde. Judith hingegen wollte die Dinge so auf sich beruhen lassen, denn "in dieser Stunde wissen wir, was wir haben, und sind glücklich! Was wollen wir denn mehr?" Die Frage führte Heinrich zu innerer Besinnung.

Ich begann zu fühlen und zu verstehen, was sie bewegte; sie mochte zu viel von der Welt gesehen und geschmeckt haben, um einem vollen und ganzen Glücke zu vertrauen! 111

Dabei liessen sie es bewenden. Sie genossen das Glück des Lebens von Tag zu Tag, solange es ihnen beschieden war. Auf keinen Fall versuchten sie, ihr Glück durch eigene Eingriffe zu beeinflussen und dieses ruhige Leben erhöhte und erweiterte ihre gemeinsamen Erfahrungen. Bei Heinrich erwachte ein starker, anhaltender Schaffenstrieb, wie er ihn früher nie gekannt hatte.

. . . ich habe mich gerührt und nicht mehr  
geschwiegen, auch nach Kräften dies oder  
jenes verrichtet. 112

Für Keller sollte die Entsagung zur Tat, immer gerade ins  
Leben hineinführen.

## KAPITEL VI

### KELLER IN GOETHES NACHFOLGE

Kellers Romane und Novellen waren nicht die ersten in der deutschen Literatur, die den Bildungsgedanken förderten. Wielands Agathon, Hölderlins Hyperion, Jean Pauls Hesperus, Tiecks Franz Sternbalds Wanderungen, Novalis Heinrich von Ofterdingen, Goethes Wilhelm Meisters Lehrjahre, Wilhelm Meisters Wanderjahre, förderten alle, in ihrer Art, den Bildungsgedanken. All diese Dichter, mit Ausnahme von Wieland und Goethe, gehörten zu der sogenannten Schule der Romantiker. Wernaer beschreibt sie auf folgende Weise,

We shall find the Romantic School in Germany has for its fundamental note enthusiasm, passion, aspiration, faith, mystic longing, love; but is lacking in the sense of social duty. 113

Hölderlin schrieb,

Eins zu sein mit allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe. 114

Friederich Schlegel bezeichnete als den Anfang der Poesie,

Den Gesang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die schöne Verwirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen. 115

Novalis,

Romantisieren heisst, dem Gemeinen einen

hohen Sinn, dem gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein geben. 116

In den romantischen Werken befindet sich der Held auf der Wanderung. Er hat kein bestimmtes und doch ein erwünschtes Ziel. Er ist auf der Suche nach seinem eignen "Ich", nach Poesie, nach Kunst. Die Romantiker heben die Grenzen der gegenständlichen Erfahrung auf und kommen zu der Erkenntnis, dass sich das Unendliche nie in dieser begrenzten Wirklichkeit erleben und erschöpfen lässt. Dies führt zu einer inneren Unruhe, die sich nicht erfüllen lässt. F. Schlegel sagte, "Nur in der Sehnsucht finden wir Ruhe". In Heinrich von Ofterdingen wird dem Wanderer die Frage gestellt, "Wo gehen wir dann hin?". Die Antwort lautet, "Immer nach Hause!", aber ein bestimmtes Ziel oder einen Ort, wo dieses "zu Hause" sich befindet, wird nie angegeben.

In der Romantik sehen wir den Sieg der Kunst über das Leben. Der Held bleibt ein ewiger Wanderer, ein "Ichsuchender", ein "Heimatloser" mit grossem Heimweh im Herzen. Er wandert durchs Leben, aber sein Weg führt nicht ins Leben hinein. Das Gefühl der Verantwortung für seinen Mitmenschen bleibt ihm fremd. Er beteiligt sich nicht durch irgend einen Beruf am Aufbau seines Landes. Vielfach verlässt er die Tätigkeit unter den Menschen und begibt sich ins Reich der Träume, in die Vergangenheit, in die Kunst oder die

Poesie. Der höchste und einzige Beruf ist der des Dichters.

Bei Goethe finden wir ein anderes Bild. Seine Helden sind auch Wanderer, aber ihr Weg führt ins Leben hinein. Sie geraten manches Mal auf Umwege, aber zuletzt kommen sie dennoch zum Ziel. Wilhelm Meisters Lehrjahre, ist ein gutes Beispiel solcher Wanderungen. Wilhelm möchte gerne Schauspieler werden. Er verlässt sein Heim und seinen kaufmännischen Beruf und gesellt sich zu einer Theatergruppe. Er will sich im Reiche der Kunst bewegen, um sich in diesem Sinne zu retten, aber der Roman endet auf andere Weise. Wilhelm gab seine künstlerische Laufbahn auf. Er tat dies nicht, weil er enttäuscht worden war, denn er hatte schon als Schauspieler Erfolg gehabt. Er handelte andererseits auch nicht aus klarer Einsicht. Er schrieb an Werner,

Ich verlasse das Theater und verbinde mich mit Männern, deren Umgang mich in jedem Sinne zu einer reinen und sichern Tätigkeit führen muss. 117

Er war sich weder des Zieles, noch des Weges, den er zu begehen hatte, bewusst, trotzdem fühlte er, dass diese Entscheidung ins Leben, zur Tätigkeit führen werde. In den Wanderjahren vernehmen wir, wie Wilhelm seine Wanderungen fortsetzt und sich zuletzt als Wundarzt betätigt. Bei Goethe siegt das Leben über die Kunst.

Nach Goethe hat die Erziehung eine doppelte Aufgabe. Vorallem ist sie eine Erziehung zum Leben, zur Wirklichkeit.

Unter Wirklichkeit verstand Goethe nicht nur wie wir, alles was man mit den Sinnen vernehmen kann, sondern vielmehr das, was das Wort eigentlich sagt, "das Wirkende", die Tat.

Faust übersetzt nicht, "Am Anfang war das Wort", sondern "Am Anfang war die Tat". Für Goethe war Gott die Tat und in diesem Sinne jede errungene Wirklichkeit eine Gottesoffenbarung. Das Ringen mit der Welt spornt zur inneren Entwicklung unserer Kräfte an und die Welt erweist sich nicht, wie bei den Romantikern, als eine Schranke, die uns gebunden hält, sondern als eine Leiter, die dem Menschen in seiner Entwicklung behilflich ist. In seiner Verzweiflung sprach Faust,

Und so ist mir das Leben eine Last  
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhasst. 118

Aber am Ende seines Lebens sagte er,

Er stehe fest und sehe hier sich um:  
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm!  
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!  
Was er erkennt, lässt er sich ergreifen. 119

Das Leben aber hat seine Grenzen und daher soll der Mensch nicht nach dem Unerreichbaren streben. Er muss seine Schranken erkennen und sich in seinem Streben ein erreichbares Ziel setzen. "In der Beschränkung zeigt sich der Meister". Diese Beschränkung, oder sogenannten Ent-sagung, spielt in seinen Werken eine grosse Rolle. Schon im Werther lesen wir,

Der Mensch ist nicht eher glücklich

Als bis sein unendliches Streben sich  
selbst eine Begrenzung bestimmt. 120

Neben das erste Ziel der Bildung setzte Goethe ein  
zweites: dieses beruht in der Erkenntnis, dass alles mensch-  
liche Dichten und Schaffen eine symbolische Bedeutung annimmt.  
Eckermann gegenüber drückte er sich so aus:

Ich habe mein Wirken und Leisten immer  
nur symbolisch angesehen, und es ist mir  
im Grunde Ziemlich gleichgültig gewesen,  
ob ich Töpfe machte oder Schüsseln. 121

In diesem Sinne endet auch die Faust Dichtung,

Alles Vergängliche  
Ist nur ein Gleichnis. 122

So bleibt das Leben des Menschen und all sein Tun nur  
ein Gleichnis und der wahre Wert des Lebens liegt nicht in  
dem, was man wirkt, sondern im Wirken selbst. Nicht das  
Erreichen des Zieles, sondern das Streben nach diesem bringt  
dem Menschen innere Befriedigung. Die Beschränkung im Leben  
erhöht diesen Genuss.

Wer immer strebend sich bemüht  
Den können wir erlösen! 123

In Kellers Werken merken wir viele romantische Züge,  
in seinem Erziehungsidealen jedoch liess er sich nicht von  
ihnen bestimmen. Auf diesem Gebiete lehnte Keller sich eng  
an Goethe an und dies geht sehr deutlich aus seinen Werken  
hervor. In Der grüne Heinrich lesen wir von Heinrichs  
Goetheerlebnis. Da der Roman zum grössten Teil autobio-  
graphisch ist, wissen wir, dass dieses Erlebnis auch auf

Kellers eigene Erfahrung beruhte.

### Das Goetheerlebnis

Am Tage nach dem Fastnachtspiel fand Heinrich alle Bewohner des Dorfes bei der Arbeit. Da er allein nicht mitarbeiten konnte, so machte er sich auf und wanderte in die Stadt zurück. Hier wollte er seine Arbeit weiter führen. Es mangelte ihm jedoch an einem durchdringenden Schaffungs-  
trieb.

Zu Hause bemerkte er Goethes sämtliche Werke, die ein Händler zum Verkauf zurückgelassen hatte. Heinrich konnte die Bücher nicht kaufen, da er dazu nicht die Mittel besass, aber er machte sich doch über sie her. In den folgenden vierzig Tagen las er alles, vielfach sogar zweimal, durch. Da er die Bücher nicht bezahlen konnte, wurden sie wieder abgeholt, und obwohl sie nun weg waren, lebte der Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatten, dennoch in ihm weiter.

Heinrich begab sich nach diesem Erlebniss ins Freie und merkwürdigerweise sah er die Natur mit ganz andern Augen. Als bisher. Früher hatte er die Welt mit dem äussern Auge gesehen, nun aber empfand er ein reines inneres nachhaltiges Vergnügen, das er noch nie gekannt hatte.

Es war die hingehende Liebe an alles  
Gewordene und Bestehende, welche das Recht  
und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt  
und den Zusammenhang und die Tiefe der

Welt empfindet. Diese Liebe steht höher als das künstlerische Herausstehlen des Einzelnen zu eigennützigem Zwecke, welches zuletzt immer zu Kleinlichkeit und Laune führt, sie steht auch höher als das Geniessen und Absondern nach Stimmungen und romantischen Liebhabereien, und nur sie allein vermag eine gleichmässige und dauernde Glut zu geben. 124

Von dieser Erkenntnis aus wollte er nicht mehr die Form allein, sondern ebenso den Inhalt, das Wesen und die Geschichte der Dinge sehen und lieben. Dieses Bewusstsein stammte von jenen vierzig Tagen her. Auch die Eindrücke darauffolgender Erlebnisse konnte er auf dieses Goetheerlebnis zurückführen.

Es wurde ihm klarer, dass man sich erst ganz still verhalten und die Dinge an sich vorüberziehen lassen muss, wenn man die Welt richtig sehen will. Man bleibt dabei nicht teilnahmslos, sondern im rechten Augenblick schliesst man sich dem Leben an, wie man sich einem festlichen Zug anschliesst, nachdem man ihn beobachtet hat. Als Beobachter muss man sich aber einen Platz erobern und <sup>ihn</sup> behaupten. Darunter verstand er "die Erhaltung der Freiheit und Unbescholtenheit unserer Augen". Für Heinrich bedeutete "die Eroberung eines Platzes" soviel wie, er müsse die Natur besser studieren. Dazu fehlte ihm aber die Anleitung, welche er zum Teil von Römer erhielt.

Das Erlebnis führte zu einer Umwandlung in seiner Anschauung des Poetischen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er

alles, ob Gegenstände im Beruf oder auch Ereignisse, die ihn anregend berührten, poetisch genannt. Er wurde sich dessen gewahr, dass nicht das Unbegreifliche, das Unmögliche, das Abenteu-erliche oder das Überschwengliche poetisch sei, sondern dass beim Maler die Schlichtheit und Ehrlichkeit, in der Poesie die Ruhe und Stille herrschen sollten.

Denn wie es mir scheint, geht alles richtige Bestreben auf Vereinfachung, Zurückführung und Vereinigung des scheinbar Getrennten und Verschiedenen auf einen Lebensgrund, und in diesem Bestreben das Notwendige und Einfache mit Kraft und Fülle und in seinem ganzen Wesen darzustellen ist Kunst; 125

Er erkannte, dass sich die Künstler nur in dem Sinne von den andern Menschen unterscheiden, dass sie das Wesentliche gleich sehen und es mit Fülle darzustellen wissen. . .  
und

darum sind auch alle die keine Meister zu deren Verständnis es einer besondern Geschmacksrichtung oder einer künstlichen Schule bedarf. 126

## NACHKLANG

"Du wanderst nicht mehr durch Deinen Garten über dem See und sammelst Rosen, Meister Gottfried: aber Dein sind alle, die der Sommer bringt, denn Dein guter Geist ist lebendig und nährt sich von allem, was schön ist. Weile noch unter uns! Lange bleibe die Zeit noch fern, wo die Menschen Deinen Namen einem einsamen Sternbild geben, das bald mit lustigem Zwinkern, bald in seliger Schönheit über der streitenden Erde steht. Sei uns noch Lehrer und Hüter! Wehre uns, wenn wir vom strengen Wege der Wahrheit abschweifen, rüttle uns, wenn wir schwach und feige in uns selber versinken, weise uns mit Deinen reinen Augen den goldnen Überfluss der Welt. Lehre uns vor allen Dingen Eitelkeit, Lüge, Selbstsucht und Kleinlichkeit hassen, doch auch das Geringste lieben, sofern es unverfälschtes Leben hat, und das Göttliche kindlich und männlich verehren; schliesslich, bei Hass und Liebe die ewige Ordnung der Beziehungen im Sinne tragen:

Die Liebe wird den Ruhm nicht mindern,  
 Wenn Kleine mit den Kleinern gehn:  
 Die Sonne selbst mit ihren Kindern  
 Muss sich um gröss're Sterne drehn."

- Ricarda Huch 127

## ANMERKUNGEN

Zitate aus Kellers Werken entstammen:

Gottfried Keller Sämtliche Werke. Ed. Jonas Fränkel,  
Bern: Verlag Benteli A.G. und Erlenbach-Zürich:  
Eugen Rentsch Verlag, 1926- , 20 Bände

## KAPITEL I

1	Keller,	Band III,	23
2	<u>Ibid.</u>	" "	78
3	<u>Ibid.</u>	" "	92
4	<u>Ibid.</u>	" "	166
5	<u>Ibid.</u>	" "	118
6	<u>Ibid.</u>	Band IV,	82
7	<u>Ibid.</u>	Band III,	250
7a	<u>Ibid.</u>	Band IV,	205
8	<u>Ibid.</u>	Band V,	77
9	<u>Ibid.</u>	" "	79
10	<u>Ibid.</u>	" "	87
11	<u>Ibid.</u>	Band VII	81
12	<u>Ibid.</u>	" "	14
13	<u>Ibid.</u>	" "	39
14	<u>Ibid.</u>	" "	42
15	<u>Ibid.</u>	" "	45
16	<u>Ibid.</u>	" "	50
17	<u>Ibid.</u>	" "	66

- 18 Ibid. " " 73  
 19 Ibid. " " 77  
 20 Ibid. " " 78

## KAPITEL II

- 21 Ermatinger, Emil, Gottfried Kellers Leben. (Stuttgart  
 & Berlin: J.G. Cotta'sche Buchhandlung  
 Nachfolger, 1920) Band I, 272
- 22 Ibid. Band III, 328
- 23 Keller, Band VIII, 105
- 24 Ibid. " " 106
- 25 Loc. cit.
- 26 Ibid. Band IV, 130
- 27 Ermatinger, op. cit. Band II, 182
- 28 Ibid. Band II 184
- 29 Ibid. " " 185
- 29a
- 30 Keller, Band VI, 233
- 31 Exodus, Chapter 20, Verse 5
- 32 Corwin, N. Robert, Keller's Romeo and Jülia auf dem  
 Dorfe. (New York Henry Holt. Co., 1928)  
 p. IV (Introduction)
- 33 Keller, Band VII, 96
- 34 Sirach, Chapter 3, Verse 11
- 35 Keller, Band VII, 127
- 36 Loc. cit.
- 37 Ibid. Band VII, 131

38	<u>Ibid.</u>	Band VII,	132
39	<u>Ibid.</u>	" "	144
40	<u>Ibid.</u>	" "	181
41	<u>Ibid.</u>	" "	183
42	<u>Ibid.</u>	" "	187
43	Halbeck, Max,	<u>Paul Heyse und Gottfried Keller im Briefwechsel.</u> (Hamburg: Georg Westermann, 1919) p. 314	
44	<u>Ibid.</u>		320
45	Keller,	Band XII,	6
46	<u>Ibid.</u>	" "	115
47	<u>Ibid.</u>	" "	70
48	<u>Ibid.</u>	" "	407
48a	<u>Ibid.</u>	" "	406
49	<u>Ibid.</u>	Bänd VII,	201
50	<u>Ibid.</u>	" "	202
51	<u>Ibid.</u>	" "	205
52	<u>Ibid.</u>	" "	206
53	<u>Ibid.</u>	" "	219
54	<u>Ibid.</u>	" "	223
55	<u>Ibid.</u>	" "	225
56	<u>Ibid.</u>	" "	226
57	<u>Ibid.</u>	" "	238

## KAPITEL III

58	Keller,	Band III,	242
----	---------	-----------	-----

59	<u>Ibid.</u>	Band III,	245
60	<u>Ibid.</u>	" "	250
61	<u>Ibid.</u>	" "	225
62	<u>Ibid.</u>	" "	229
63	<u>Ibid.</u>	Band IV,	9
64	<u>Ibid.</u>	" "	62
65	<u>Ibid.</u>	" "	63
66	<u>Ibid.</u>	" "	68
67	<u>Ibid.</u>	" "	70
68	<u>Ibid.</u>	" "	78
69	<u>Ibid.</u>	Band V,	12
70	<u>Ibid.</u>	" "	21
71	<u>Ibid.</u>	" "	25
72	<u>Ibid.</u>	" "	175
73	<u>Ibid.</u>	" "	306
74	<u>Ibid.</u>	Band VI,	3
75	<u>Ibid.</u>	" "	5
76	<u>Ibid.</u>	" "	57
77	<u>Ibid.</u>	" "	69
78	<u>Ibid.</u>	" "	73
79	<u>Loc. cit.</u>		
80	<u>Ibid.</u>	Band VI,	101
81	<u>Ibid.</u>	" "	61

## KAPITEL IV

82	<u>Keller,</u>	Band XII,	404
----	----------------	-----------	-----

- 83 Ibid. Band XII, 403  
 84 Ibid. " " 404  
 85 Ermatinger op. cit. Band III, 514  
 86 Ibid. Band III, 525  
 87 Ibid. Band II, 494  
 88 Keller, Band X, 72  
 89 Ibid. " " 36

90

## KAPITEL V

- 90 Keller, Band III, 93  
 91 Loc. cit.  
 92 Loc. cit.  
 93 Ibid. Band III, 165  
 94 Loc. cit.  
 95 Ibid. Band III, 57  
 96 Ibid. Band V, 67  
 97 Loc. cit.  
 98 Ibid. Band V, 68  
 99 Ibid. Band VI, 320  
 100 Ermatinger, op. cit. Band I, 448  
 101 Ibid. Band II, 274-5  
 102 Keller, Band I, 216  
 103 Ermatinger, op. cit. Band I, 274  
 104 Keller, Band X, 185  
 105 Loc. cit.

- 106 Ibid. Band X, 198  
 107 Ibid. Band X, 211  
 108 Ibid. Band I, 40  
 109 Ibid. Band VI, 323  
 110 Loc. cit.  
 111 Loc. cit.  
 112 Loc. cit.

## KAPITEL VI

- 113 Wernaer, Robert M., Romanticism and the Romantic School in Germany. (New York: D. Appelton & Co., 1910) 18  
 114 Martini, Fritz, Deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. (Stuttgart: Alfred Kröner Verlag Neunte Auflage, 1958) 301  
 115 Loc. cit.  
 116 Loc. cit.  
 117 Goethe, Wolfgang von, Werke, Briefe und Gespräche. (Ed. Ernst Beutler, Zürich: Artemis Verlag, 1949-) Band VII, 528  
 118 Goethe, Band V, 190  
 119 Goethe, Band V, 505  
 120 Korff, H. A., Die Lebensidee Goethes. (Leipzig: J. J. Weleer, 1925) 96  
 121 Goethe, Gespräche mit Eckermann. 2.V. 1824  
 122 Ibid. Band V, 526  
 123 Ibid. Band V, 520  
 124 Keller, Band V, 5  
 125 Ibid. Band V, 7

126 Loc. cit.

## NACHKLANG

127 Huch, Ricarda, Gottfried Keller. (Leipzig: Insel  
Verlag) 59

## LITERATURVERZEICHNIS

- Gottfried Keller Sämtliche Werke, Ed. Jonas Fränkel, Bern: Verlag Benteli A.G. und Erlenbach-Zürich: Eugen Rentsch Verlag, 1926 - , 20 Bände.
- Baechtold, J. Prof. Dr., Gottfried Kellers Nachgelassene Schriften und Dichtungen. Berlin: Wilhelm Herz Verlag, 1893.
- Boeschstein, Hermann, Prof. Dr., Gottfried Keller, Grundzüge seines Lebens und Werkes. Bern: Paul Haupt Verlag, 1948.
- Bollinger, Bruno, Mensch und Landschaft Eine Studie zu den Werken Gottfried Kellers. Aarau: H.R. Sauerlander & Co., 1961.
- Borcherdt, Hans H., Der Roman der Goethezeit. Stuttgart: Port Verlag, 1949.
- Corwin, N. Robert, Keller's Romeo and Julia auf dem Dorfe. New York: Henry Holt & Co., 1928.
- Ermatinger, Emil, Gottfried Kellers Leben. Stuttgart: J.G. Cotta'sche Buchhandlung, 1920, -3 Bände.
- Fairley, Barker, Der grüne Heinrich. Oxford: Clarendon Press, 1925.
- Goethe, Wolfgang von, Werke, Briefe und Gespräche. Gedenkausgabe Ed. Ernst Beutler. Zürich: Artemis Verlag, 1949 - 25 Bände.
- Hauch, Edward Franklin, Gottfried Keller As A Democratic Idealist. New York: Columbia University Press, 1916.
- Huch, Ricarda, Gottfried Keller. Leipzig: Insel Verlag (kein Datum)
- Kalbeck, Max, Paul Heyse und Gottfried Keller im Briefwechsel. Hamburg: Verlag von Georg Westermann, 1919.
- Klein, Johannes, Geschichte der Deutschen Novelle von Goethe bis zur Gegenwart. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag G.M.B.H., 1954.

- Köster, Albert, Gottfried Keller Sieben Vorlesungen.  
Leipzig: B.G. Triebner Verlag, 1907.
- Korff, H.A., Die Lebensidee Goethes. Leipzig: Verlags-  
buchhandlung J.J. Weber, 1925.
- Martini, Fritz, Deutsche Literaturgeschichte von den  
Anfängen bis zur Gegenwart. Stuttgart: Alfred  
Kröner Verlag, Neunte Auflage, 1958.
- Schlegel, Friederich, Kritische Schriften. Ed. Wolfdietrich  
Rasch, München: Carl Hanser Verlag, 1956.
- Weber, Marta, Das Frauenbild der Dichter. Bern: Franckes  
Verlag, 1959.
- Wernaer, Robert M., Romanticism and the Romantic School  
in Germany. New York: D. Appelton & Co., 1910.
- Wiese, Benno von, Der Deutsche Roman vom Barock bis zur  
Gegenwart. Düsseldorf: August Bagel Verlag, 1963.
- Wundt, Max, Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des  
modernen Lebensideals. Berlin: Walter de  
Guyter & Co., 1932.